Ein

Besuch in Portugal.

Von

H. C. Andersen.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1870.

In dem „Märchen meines Lebens“ habe ich aus meiner ersten Jugendzeit in Kopenhagen von der Heimath erzählt, welche ich im Hause des Admirals Wulff fand. Dort waren zu jener Zeit zwei junge portugiesische Knaben, José und George O'Neill, die Söhne vom Chef des Handlungshauses Tolades O'Neill in Lissabon; der Vater wollte, daß seine Kinder das Volk und die Sprache des Landes kennen lernen sollten, dessen Consul er war; vielleicht auch daß die politischen Unruhen in dem damals unglücklichen Portugal ihn dazu bewogen. Die beiden Knaben wurden von dem spanisch-portugiesischen Minister dal Borgo dem Admiral Wulff empfohlen, in sein Haus aufgenommen und in eine der besten Schulen gebracht; sie lernten bald unsere Sprache und gewannen unser Land lieb. Ich sah sie fast täglich während der vier Jahre, die sie in Kopenhagen verlebten; sie gingen darauf nach Schweden, um auch dieses Land kennen zu lernen. Seit der Zeit waren viele Jahre verstrichen; wir wechselten keine Briefe, hörten nichts von einander. Da kommt vor etwa einem Jahre ein Landsmann zu mir und bittet mich um ein paar empfehlende Worte an irgend Jemand in

Lissabon, weil er glaubte, ich hätte diese Stadt besucht. Ich wußte keinem Besseren zu schreiben als meinem Freund aus der Jugendzeit Herrn George O'Neill, welcher nach dem Tode seines Vaters gleichfalls dänischer Consul geworden war. Ich schrieb, empfing wieder einen Brief von ihm und wieder einen, welcher auf das Wärmste die Einladung wiederholte, daß ich selbst zu ihm komme, sein schönes Vaterland sehe, bei ihm und seinen Brüdern wohne, dort recht heimisch werde und es so gut habe wie ein warmes Herz es mir zu bereiten vermöge, — und es ist so gekommen. Ich habe die Jugendfreunde wiedergesehen, mit ihnen und den Ihrigen gelebt, einen Theil ihres schönen Vaterlandes gesehen, welches ich früher nicht kannte. Ich bringe hier die flüchtig niedergeschriebenen Erinnerungen von diesem Ausflug im Jahre 1866.

I.

Bordeaux. Ristori als Medea. Im Lande der Basken. Burgos. Eisenbahnfahrt nach Madrid und Aufenthalt dort. Romantische Reise mit Courier über Truxillo nach Badajoz. Die Schönheitsblume.

Durch Deutschland, Holland und Belgien hatte ich Paris erreicht, von wo ich nach eines Monats Aufenthalt nach Bordeaux, dem eigentlichen Ausgangspunkt für meinen Besuch in Portugal, kam.

Am fünf und zwanzigsten jeden Monats geht eins der größten und wohleingerichtetsten kaiserlichen Schiffe nach Rio Janeiro; dasselbe läuft Lissabon an; ich hatte schon meine Ankunft dort mit dem Schiffe angemeldet, dessen Eintreffen man auf den acht und zwanzigsten April muthmaßte.

Das Wetter war ungünstig und stürmisch; die spanische See, das wußte ich, gewährte keine Lustfahrt, aber durch Spanien, wo die Eisenbahn zwischen Madrid und der portugiesischen Grenze noch nicht geöffnet war, würde es eine beschwerliche und längere Reise werden: ich war unentschlossen. Da lese ich an den Straßenecken: „Ristori ist in Bordeaux, sie wird als Medea

und als Maria Stuart auftreten.“ Noch keine tragische Künstlerin im Auslande, selbst Rachel nicht, hat mich so wie Ristori ergriffen und erfüllt; ich hatte sie früher in London als Lady Macbeth gesehen; die Scene, wo sie im Traume einhergeht, ist mir unvergeßlich geworden als das Vollendetste von tragischer Kunst. Ich entschloß mich, noch ein paar Tage zu bleiben, um Ristori zu sehen, und dann die Reise über Land zu machen, den Seeweg aufzugeben, wo der Sturm stets raste, einen Theil von Spanien wiederzusehen, das ich einige Jahre vorher mit so vieler Ausbeute besucht hatte. Jetzt mußte ich vor allen Dingen Ristori als Medea sehen.

Es war in der That großartig! Es war die Tragödie selbst, die sich in ihr offenbarte, hier war eine so plastische Schönheit, eine so durchdachte und empfundene Wiedergebung des Charakters der Medea, daß man es begriff, wie ein Weib wie sie ihre Kinder tödten, und selbst hierin aus vollem Herzen Mutter sein könne. Das Organ der Ristori ist im höchsten Grade klangvoll, die Stimme ist wie eine Musik, die im Verein mit der Betonung und dem seelischen Ausdruck macht, daß selbst derjenige, welcher die italienische Sprache nicht versteht, doch den Gedanken in dem, was sie sagt, erfaßt. Unvergeßlich ist mir die Schlußscene, der Blick voll Liebe und Seelenkampf, mit welchem sie ihre Kinder anschaut, und darauf der Schmerz, die ganze Innigkeit des Mutterherzens, mit welcher sie die Kleinen betrachtet, die sie getödtet hat; die Thränen treten Einem

dabei in die Augen. Und nun, indem der Vater sie fragt: „Wer hat sie getödtet?“ und Medea ihr Haupt erhebt, ihren Blick auf ihn richtet und sagt: „Du!“ — In dieses eine Wort weiß Ristori eine so ergreifende Kraft zu legen, daß uns ein Schauder erfaßt. Mit Ristori stirbt die Tragödie; wer wird in ihre Stelle treten können?

Am nächsten Tage befand ich mich in dem Bahnzug über Tours nach Bajonne; die Pyrenäen erhoben sich vor uns. Ich sollte wieder das romantische Vaterland des Cervantes und des Murillo betreten.

Es war jetzt nicht, wie bei meiner frühern Reise hier, eine Unterbrechung in der Eisenbahn zwischen Paris und Madrid. Der Zug fuhr dahin, der Dampf hob sich gleich Wolken in die Luft und verdunstete; ein Blick auf den Biscaischen Meerbusen und derselbe wird sogleich von Höhen verdeckt, von welchen aus man nach kurzer Wanderung Biarriz erreicht, dessen poröse Felsenhöhlen mit den rollenden, donnernden Wogen klar in meiner Erinnerung auftauchten. Ohne Gefrage nach Paß fuhren wir dieses Mal in Spanien hinein; endlich ist auch hier die Reiseplage verschwunden. Mir fiel gar oft bei diesem für den Reisenden langweiligen und nur durch Gelderpressung so lange bestehenden System des Aufenthaltes die Geschichte von dem Grenzsoldaten ein, der einen Reisenden fragte: „Haben Sie Paß?“ und auf dessen verneinende Antwort sagte: „Das ist für Sie sehr angenehm, sonst hätten Sie viel Schererei gehabt, jetzt haben sie

keine!“ und ihn passiren ließ; uns ließen sie auch passiren, Dank sei dem Eisenbahnflug und der Aufklärung.

Als ich vor drei und dreißig Jahren zum ersten Male in Rom war, sah ich in der Peterskirche, auf erhabenen Sammetsesseln, zwei königliche Flüchtlinge, Don Miguel von Portugal und Königin Christine von Spanien; jetzt zog ich nach dem Vaterland des Ersteren, aber die Königin Christine selbst zog gerade mit demselben Bahnzug als ich in Spanien hinein, um einen Besuch bei ihrer Tochter, der regierenden spanischen Königin Isabella der Zweiten, abzustatten; die königlichen Wagen waren ihr entgegengesandt; baskische Bauern mit ihren rothen Nationalmützen musicirten, während sie den Mittag in Irun, der ersten Stadt an der Grenze, einnahm; ich wollte einen Tag in dem nahen, romantischen St. Sebastian verweilen.

Auf der Reise von der Heimath durch die verschiedenen Länder hatte ich in der Mehrzahl der großen Städte in den Schaufenstern der Läden die schöne Darstellung Kaulbach's von meinem Märchen „der Engel“, welcher das todte Kind und dessen Blumen gen Himmel trägt, in Photographiebildern gesehen; zuletzt sah ich das Bild in Bajonne, aber auch hier in St. Sebastian war es zu sehen. „Der Engel“ war mir über die Pyrenäen gefolgt; möge das mir ein bildlicher guter Vorbote sein, betete ich zu Gott.

Als ich das vorige Mal durch das Land der Basken reiste, waren alle Thäler und Berge schneebedeckt,

jetzt war es Frühling, die Sonne schien warm, Alles war Frühlingsgrün. Der Eisenbahnzug flog durch die gesprengten Berge; es folgte ein Tunnel nach dem andern, unendlich lang und finster, nicht ganz verläßlich, sagte einer der Reisenden. — Wild und einsam, verschieden von dem wohlbebauten, stark bevölkerten Frankreich, breitete sich die Landschaft aus mit einzelnen halb zerfallenen Gehöften und kleinen schwarzen unappetitlichen Dörfern; aber Sagen und Lieder in dichterischer Kraft und Fülle leben und klingen hier; eine Sammlung dieser Volksdichtungen, in's Französische übersetzt, begleitete mich, bevölkerte das Land und goß den Lichtschimmer der Poesie über diese Gegenden aus.

Wieder sah ich die mächtige Cathedrale von Burgos, wiederum wandelte ich unter deren prächtigen Bogen und athmete dieselbe schwere übeldunstende Luft mit Räucherung vermischt, wie ich zuletzt hier war. Ich dachte an Cid, der mir nicht mehr, wie in meinen jüngeren Jahren, durch das Farbenspiel der Dichtung gesehen, so ideal ritterlich erscheint. Auch nicht wie letzthin fühlte ich mich froh in diesem besungenen Land; schon beim Eintritt begegneten mir viele finstere, übel aussehende Gesichter; es sei nun zufällig oder nicht, angenehm war es nicht. In St. Sebastian und auch hier in Burgos waren die Leute der Hotel's unfreundlich; in der Bude des Barbiers saß ein Kreis von bärtigen, schmutzigen und zerlumpten Leuten; Alles war unangenehm, die Finger des Barbiers rochen nach Zwie=

beln; aber es hätte ja noch ärger sein können! Ich dachte an eine noch unheimlichere Situation, in welcher sich ein Landsmann befunden hatte, als er auf seiner italienischen Reise zu einem Barbier in Terracina eintrat. Während er dort auf dem Stuhle saß und das Messer ihm über das Gesicht fuhr, sah er eine Menge Leute auf der Straße stehen, die ihm sonderbare Zeichen machten. Er fragte den Barbier, was das wohl bedeuten solle, und dieser antwortete ihm ganz offen und einfach: „Ich bin erst kürzlich wahnsinnig gewesen, die Leute glauben nun, ich sei noch nicht recht bei Sinnen, und fürchten, daß ich Ihnen die Kehle durchschneiden möchte!“ Das war eine ärgere Situation als die meinige, und es ist immer ein Trost, daß man nicht dem Aergsten ausgesetzt ist.

In der darauffolgenden Nacht wollte ich mit dem Bahnzug nach Madrid reisen; die Leute in Burgos trugen noch am drei und zwanzigsten April dicke Mäntel, so kalt war es. Ich saß in meinen Winterrock und außerdem in einen großen wollenen Plaid eingehüllt, und mich fror trotzdem, die Zähne klapperten mir; die Nacht war lang und eisig, dicker Dampf von schlechten Cigarren füllte den Wagen, draußen regnete und hagelte es.

Ueber Valladolid und Escurial erreichten wir in der Morgenstunde Madrid, woselbst zum dritten Male nach Ueberschreitung der spanischen Grenze mein Koffer geöffnet und durchgesucht wurde. Der Lohndiener führte

mich nach Fonda del Francia, welches ganz spanisch ist und am Callo del Carman liegt.

Während meines vorigen Besuchs gefiel mir Madrid nicht, dieses Mal sprach es mich noch weniger an; ich fühlte mich unheimlich und unzufrieden. Die prächtigen Bilder Murillo's und Velasquez' vermochten es nicht, in mein Inneres hineinzuleuchten. Wie voriges Mal fand ich jetzt wieder keinen Repräsentanten für Dänemark hier, der dänische Consul war nach Paris gereist, ich hätte ganz verlassen da gestanden, wenn nicht der portugiesische Gesandte, an welchen ich empfohlen war, sich auf's Beste für mich interessirt hatte.

Die Eisenbahn zwischen Madrid und der spanischen Grenze war bis auf eine kleine Strecke längst fertig; der König von Portugal hatte sie kürzlich passirt; aber dem Privatgebrauch war die Bahn noch nicht geöffnet und würde es kaum eher werden, sagte man, als bis zur Ausstellungszeit in Paris, künftiges Frühjahr; wollte ich somit die schnellste Gelegenheit von Madrid nach Lissabon benutzen, mußte ich mit dem Courier gehen; derselbe fährt jeden Abend ab mit Briefen und kleinen Packeten; es ist ein kleiner Wagen, der nur Platz für den Kutscher, den Courier und zwei Reisende hat; ich mußte mich, um eines Platzes gewiß zu sein, fünf Tage vor der Abreise zeichnen und somit so lange in dem nicht heimischen Madrid warten. Mit Ausnahme der Bildergallerie bietet die Hauptstadt Spaniens dem Fremden nichts Eigenthümliches, nicht einmal das Bild einer echten spanischen Stadt mit

romantisch-maurischen Denkmälern. Es war kalt hier, die Sonne wollte gar nicht zu Kräften kommen; man wußte wohl, daß die Regierung die revolutionären Bewegungen bewältigt hatte, General Prim's Truppen waren außer Landes, aber wie die Volksstimmung eigentlich war, wußte ich nicht. „Wir gehen auf einem Vulkan" sagte man, und wahrlich, derselbe kam auch zum Ausbruch einige Wochen, nachdem ich Lissabon erreicht hatte. Die Telegramme der Zeitungen meldeten von den Unruhen in Madrid, von blutigen Kämpfen in den Straßen, von der Anzahl der Getödteten und von denen, die später niedergeschossen wurden.

In den Tagen, die ich in Madrid bleiben mußte, fand hier ein großes Nationalfest statt zur Erinnerung an die Spanier, welche unter Napoleon dem Ersten als Aufrührer erschossen worden waren. Jetzt wehten Trauerflor und Fahnen über ihren Gräbern, Musik und Reden lauteten zu ihren Ehren, es war ein Volksfest; man erzählte mir, wie glühend und heftig gegen die Franzosen gesprochen wurde, und in den Augen des gemeinen Mannes waren sogleich alle Fremden Franzosen.

„Es ist am Besten, ich begleite Sie morgen, wenn Sie ausgehen," sagte der Lohndiener; „es sind viele Leute auf den Straßen, viel Militair, große Aufregung."

Auf meine Frage, ob Etwas zu befürchten sei, antwortete er mit Nein, und ich entschloß mich nun, allein umher zu gehen ohne Begleitung; auf dem langen Weg bis zum portugiesischen Gesandten jedoch,

bei welchem ich den Mittag zubringen sollte, vernahm ich Rufen und Anreden von schlecht gekleideten Personen, welche, obgleich ich die Worte nicht verstand, mir sagten, daß man gegen den Fremden nicht freundlich gesinnt sei. Gegen Abend ließ der Gesandte mich nach meinem Hotel fahren, die und Nacht verlief still ohne Störung.

Eine besondere Freude wurde mir während meines kurzen Aufenthaltes zu Theil, indem ich hier den höchst liebenswürdigen schwedischen Baron Stedingk traf, welchen ich aus seiner Studentenzeit in Upsala und später als Intendant des königlichen Theaters zu Stockholm kennen gelernt hatte; er war kurz vor meiner Ankunft in Madrid als schwedischer Gesandter eingetroffen; bei ihm fand ich mich heimisch, konnte meine dänische Sprache reden, von der Heimath im Norden sprechen; bei ihm fand ich die angenehmsten Stunden während des Aufenthaltes hier.

Donnerstag Abend den dritten Mai konnte ich endlich fort; daß es eine beschwerliche Reise werden würde, wußte ich; sie würde etwa zwei Tage dauern, hatte man mir gesagt; so lange mußte ich in dem Wagen zusammengekauert sitzen; aber es zog sich noch mehr in die Länge, es wurden volle drei Nächte und zwei Tage daraus; erst sechzig Stunden nach der Abreise von Madrid, in so gut wie ununterbrochener Fahrt verbracht, erreichte ich das Ziel. Der portugiesische Gesandte, Marquis de Sobrals hatte seinen Diener nach dem Diligence-Bureau gesandt, damit er mir dort zu Diensten sei; mein einziger Reisegefährte war ein

junger Arzt aus Lissabon, er sprach ein wenig französisch, wir konnten uns mit einander unterhalten; er war während der ganzen Reise höchst liebenswürdig und zuvorkommend.

Endlich nach langem Zaudern knallte der Kutscher mit der Peitsche und wir fuhren dahin durch die grade nicht stark beleuchteten Straßen, durch eins der Stadtthore hinaus über alte gemauerte Brücken. Es ging in wilder Fahrt, grade als wenn die Maulthiere auch wünschten, so bald als möglich von Madrid weg zu kommen; die Lichter schimmerten, die Campagne öffnete sich weit ausgedehnt, öde. Wir erblickten kein Gebäude, still und menschenleer schien Alles ringsum zu sein. Eine vereinzelte Burgruine zeigte sich in dem hellen Mondschein. Es lagen Meilen zwischen den einzelnen, für die Gens'darmen errichteten Wohnungen; die Leute mit Frau und Kindern haben hier ihr Stückchen Grund und Boden und müssen dafür, zu Fuß und zu Pferde, wohl bewaffnet die Landstraße bewachen und die Reisenden gegen Ueberfall sichern. Sechs bis acht Maulthiere zogen unsern Wagen in fliegender Fahrt dahin, welcher über Steine und Unebenheiten des Weges tanzte, und uns tüchtig rüttelte. Der Mond schien rund und groß in der hellen durchsichtigen Luft, es war etwas unvergeßliches Romantisches an dieser einsamen Nachtfahrt im Lande des Cid und des Don Quixote.

Am frühen Morgen, nachdem wir den Fluß Tejo passirt hatten, dessen schilfbewachsene Ufer sich hier auf's Malerischste unter den feuerfarbenen Wolken hin-

schlängelten, erreichten wir die Stadt Talavera de la Reina; hier wimmelte es schon von Bauern in langen zerlumpten Mänteln, mit breitränderigen Hüten auf dem Kopfe, die Jedem das Ansehen gaben, als sei er ein Bandit; eine Schaar noch zerlumpter Bettler, Männer und Frauen umringten uns vor dem elenden Wirthshaus, woselbst eine alte Frau in unappetitlicher Weise unsere Chocolate zurecht machte. Der Bettlerschwarm legte förmlich Hand an uns, zupfte uns an Aermeln und Rockschößen um ein paar Kupfermünzen zu bekommen. Wir waren gleichsam von Polypen in Lumpen umschlungen, ein Lump schlug den andern, indem sie sich an den Wagen hingen, bis dieser endlich wieder davon rollte.

Der Weg führte durch schöne Waldstrecken. Am Vormittag erreichten wir die Berge, die einen Reichthum von blühenden Hecken zeigten, es war als läge Schnee über das Grün ausgebreitet; es waren aber weiße Blumen, nicht unähnlich unseren wilden Rosen, nur daß jedes Blatt größer war und eine reinere weiße Farbe mit einem schwarzen Pünktchen zeigte. Der Weg stieg bergan im Zickzack, wir bekamen Ochsen als Vorspann, und konnten nun zu Fuße dem Wagen folgen und die weitgedehnte Aussicht genießen. Die Hinabfahrt führte nach der ersten größeren Stadt unterwegs, nach Truxillo, dem Geburtsort des Pizarro.

In Madrid hatte man mich darauf aufmerksam gemacht, daß ich einen guten Speisekorb und Wein bei mir führen müsse, was sich auch als nothwendige

Maßregel zeigte; mit dem Curierwagen ist so gut wie gar kein Aufenthalt für den Reisenden, und in den Wirthshäusern kann man nur mit Gewißheit darauf rechnen, Chocolate zu bekommen. Mein Wirth in fonda del Francia hatte mich mit einem ganzen gebratenen Truthahn, mit Brod, Käse und Wein versehen, mein Reisegefährte führte gleichfalls Proviant bei sich; während des ganzen Tages hatten wir noch keine recht ordentliche Mahlzeit genossen; nun war uns der Aufenthalt einer ganzen Stunde in Truxillo vergönnt.

Die Ankunft der Post ist in einer so kleinen, mitten im Lande liegenden Stadt ein Ereigniß; während wir zu Tische saßen, erhielt mein Reisegefährte Besuch von einigen jungen Freunden, die uns vom Casino aus, dem Wirthshause gegenüber, ankommen gesehen und ihn gekannt hatten. Zwei Mädchen vom Hause bedienten uns und plauderten mit vieler Ungenirtheit und gut gelaunt. Die Jüngste fragte mich, aus welchem Lande ich sei, und hörte nun wohl zum ersten Male den Namen Dinamarca. Mit spanischer Lebhaftigkeit und fröhlichem Gelächter versicherte sie, dorthin gern reisen zu wollen, der Name klinge so schön, und nun fragte sie mit halb ernster Miene, ob ich sie mitnehmen würde, sie sei bereit.

Der Conducteur trat ein, nahm Theil an der Mahlzeit und bald saßen wir wieder im Wagen, um die zweite Reisenacht zu kosten und zwar auf dem unbarmherzigsten, schlechtesten Weg, auf welchem der Wagen über Steine und Löcher dahin hüpfen mußte, jeden

Augenblick war er nahe daran umzuschlagen; daß dies nicht geschah, daß wir nicht einen Arm oder ein Bein brachen, gehört zum Wunderbaren.

Um vier Uhr des Morgens erreichten wir Merida; es war noch ganz finster, alle Häuser verschlossen und kein Mensch in der langen engen Gasse zu sehen, die nach dem Hause führt, wo die Diligence anhalten mußte. Wir klopften die Leute heraus, ein Mann schaffte einen bedeckten Karren herbei, auf welchem unser Gepäck nach dem Bahnhof gebracht wurde; denn hier endlich beginnt das kurze Stückchen Eisenbahn, welches in Spanien als Fortsetzung der Portugalbahn fertig gebaut ist. Während unser Gepäck nach dem Bahnhof abging, führte mein Reisegefährte mich in der Morgendämmerung in mehren Straßen und Gassen umher, um mir Ruinen aus der Zeit der Römer zu zeigen, Bogen und Säulenreihen. Ich war so müde und hatte so gar wenig Verlangen nach Denkmälern des Alterthums, daß ich nur unwillig, mit halbschläfrigen Augen mithumpelte und in der kalten Morgenluft das alte Gestein anschaute; weit angenehmer war es mir, das Stöhnen der Locomotive zu hören und den Dampf aus derselben herauswirbeln zu sehen. Die Gegend ringsum erinnerte an die römische Campagne, von der Eisenbahn zwischen Rom und Civita-Vecchia gesehen. Wir hatten nur kurze Zeit zu fahren, bis wir uns in der spanischen Grenzstadt Badajoz befanden, die groß und ansehnlich mit malerischem Aeußern ist und an dem Fluß Guadiana liegt.

Ich hatte, in der Voraussetzung, daß meine Kräfte nicht weiter reichen würden, nur bis hierher meinen Platz mit dem Curier genommen; aber ich war stärker, als ich geglaubt hatte, und fand es nun am bequemsten und angenehmsten mit meinem Reisegefährten weiter zu fahren, welcher noch an demselben Tage die Reise nach Lissabon fortsetzen wollte, und wo wir dann am folgenden Morgen eintreffen konnten. Ein paar Stunden in Badajoz ausgeruht, würde mir Kraft dazu verleihen.

Das war denn endlich eine Stadt zum Ansehen, die einzige bedeutende auf der ganzen Reise von Madrid. Ein langer schmutziger Weg führte von der Station aus in dieselbe, aber dessen ungeachtet benutzten nur mein Reisegefährte und ich und zwei Damen, die wir plötzlich zu Gesicht bekamen, den großen geräumigen Omnibus. Die Damen, dachte ich, seien wahrscheinlich auf den Bahnhof gekommen, um Verwandte oder Bekannte zu empfangen, welche sie erwarteten. Die Eine war eine ältere, etwas dürftig gekleidete Frau mit einen spähenden Blick, sie saß und flüsterte immerfort der Anderen zu: diese war eine wohlgekleidete, vollendete Schönheit, jung und anmuthig, frisch wie eine Rose; es war etwas so Zartes in diesem jungfräulichen Antlitz; die großen blauen Augen hinter den langen dunkeln Wimpern hatten etwas reizend Träumerisches; still und fast verlegen, schien es, saß sie da. Als sie uns verließ, war uns zu Muthe, als verschwinde das Schönste, was uns Badajoz zu zeigen habe.

Mein Reisegefährte und ich erfrischten uns und ruhten ein Stündchen in einem wirklich guten Hotel aus; Essen und Trinken war untadelhaft, die Zimmer hoch und luftig, grün angestrichene Altane mit Blumen und Töpfen nach der Straße hinaus. Wir machten eine kurze Wanderung durch die Stadt, und bald hielt unser Omnibus wieder vor der Thür. Wir stiegen ein, und an uns vorüber schwebte die schöne Gestalt, die junge, stille, träumerische Spanierin.

„Wie wunderschön sie war!" sagten wir Beide.

„Und doch nicht das Ideal!" sagte mein Reisefreund; „man hat mir vor wenigen Augenblicken gesagt, wer sie ist. Das arme Kind der Sünde!"

Wenn der Bahnzug kommt, fährt die Alte oft mit ihr im Omnibus hinaus zur Station und zurück, um den Fremden ihre schöne Waare, die Schönheitsblume, zu zeigen, die das Ideal nicht war.

Wir fuhren dahin; es dauerte nur wenig Minuten, und wir verließen den spanischen Grund und Boden und waren über die portugiesische Grenze.

Hier wurde nicht nach Paß gefragt, nur nach dem Namen; ich sagte den meinigen; man sprach ihn ganz verkehrt aus und schrieb ihn gewiß noch fehlerhafter nieder. Ich fühlte mich erfreut und halb zu Hause, als ich das Land erreicht hatte, wo Freunde und eine neue Heimath meiner harrten; der ganze Weg war nun Eisenbahn.

Welcher Uebergang, von Spanien nach Portugal hinein zu kommen! Es war wie vom Mittelalter in

die Gegenwart hinein zu fliegen. Ringsum sah ich geweißte freundliche Häuser, eingefriedigte Wälder, bebaute Felder, und an den größeren Stationen waren Erfrischungen zu haben. Man empfand gleichsam eine Strömung der Bequemlichkeit aus neuer Zeit, aus England oder der übrigen lebendigen Welt. Malerisch schön mit ihren weißen Häusern im Grünen strahlte uns von der Höhe herab die erste portugiesische Stadt Elvas.

Der Abend, finster und regnerisch, stellte sich bald ein; gegen Mitternacht fuhren wir an Abrantes vorüber und erreichten bald die kleine Stadt Entroncumento, wo die Eisenbahn von der spanischen Grenze sich an die Hauptbahn zwischen Lissabon und Coimbra anschließt. Wir fanden hier ein ganz großartiges modernes Bahnhofhotel, wenigstens schien es mir so, der ich auf der ganzen Fahrt von Madrid hierher von aller dergleichen Bequemlichkeit abgewöhnt worden war. Der König von Portugal hatte, bei seiner letzten Durchreise von Spanien, hier übernachtet. Hier war ein großer schöner Saal, gute Restauration und Erfrischungen. Selbst Thee und Portwein waren hier zu haben; wir befanden uns ja mitten in der Heimath der Civilisation.

Nach einer vortrefflichen Mittagsmahlzeit machten mein Reisegefährte und ich uns ein Lager, so gut wir es vermochten, im Eisenbahnwagen zurecht, der ganze Wagen stand uns zur Verfügung, wir wurden von keinem neuen Gast gestört. Draußen goß der Regen

herab, aber das vergaßen wir bald und genossen etwas Schlaf und Ruhe. In der Morgendämmerung näherten wir uns Lissabon; der Tejofluß breitete sich zu einem großen See aus, wir fuhren längs dessen Ufer dahin, die Luft wurde heller, die Sonne brach hervor.

Gegen vier Uhr waren wir in Lissabon, wo mein sorgsamer Reisegefährte mir einen Wagen verschaffte und dem Kutscher befahl, mich nach dem Hotel Durand auf dem Platze ruas dos flores zu fahren, grade dem Comptoirgebäude des Hauses Tolades O'Neill gegenüber, aber es würde ja noch zu früh sein, dort anzuklopfen.

Die Straßen waren noch ganz menschenleer, im Hotel schliefen Alle, und als ich nach langem Klopfen einen Menschen habhaft wurde, versicherte mir derselbe, daß alle Zimmer besetzt seien, daß ich indeß im Speisesaal einen Stuhl zum Sitzen bekommen könne. Das war grade nicht sehr angenehm, und auch das nicht, daß das Haus O'Neill's in der Stadt von ihm nicht bewohnt wurde; er wohnte eine halbe Meile außerhalb der Stadt, in dem Landhause Pinieros; es war gerade Sonntag, und Niemand, sagte man mir, käme zur Stadt.

Ich mußte also, so ermüdet ich war, baldigst einen Wagen holen lassen und hinaus fahren. Es ging fort durch Straßen und über Plätze, durch enge Gassen mit armseligen Häusern, zum Thor hinaus zwischen verfallenen Mauern auf der Landstraße nach Cintra. Die große Wasserleitung über das Alcantara-Thal und

die vielen laubreichen Gärten verliehen den Umgebungen Schönheit. Bauersleute, Männer und Frauen auf ihren Eseln, knarrende, schwerbelastete Wagen und schreiende Bettler dicht am Wege machten das Ganze lebendig.

Endlich lenkten wir zwischen einigem Mauerwerk auf einen steilen mühsamen Weg ein, der zu einer einzigen alten Villa auf einer der höchsten Höhen führte; es war Pinieros, was mit Pinienbaum übersetzt werden kann.

II.

Meine neue Heimath. Arcos dos aquas livres. Der einsame Park. Die Villa des Marquis von Fronteira. Häusliches Leben. Eine romantische Geschichte. Nächtliche Ruhe. Der Gesang der Nonnen. Friedhof St. Johannes.

Der Kutscher klingelte; zwei lebhafte, fast erwachsene Knaben, die Söhne O'Neill's, empfingen mich mit fröhlichen Gesichtern und schleppten mein Gepäck hinein. Frau O'Neill trat mir vergnügt entgegen und bald flog Georg, der Freund, den ich besuchte, mir um den Hals. Er und Landsleute mit dänischen Schiffen auf dem Tejo hatten den Danebrog zum Gruß aufgezogen, als sie mich mit dem französischen Dampfschiff kommend wähnten; als dieses der Fall nicht war, dachte er, ich sei nun in Badajoz, dahin hatte er telegraphirt, dahin hatte er mir entgegen reisen wollen; auch nach Madrid hatte er mir Briefe gesandt, die ich aber nicht erhalten hatte. Wie war er wenig verändert, und doch älter! Die Augen lächelten mit demselben Jugendglanz, alte Zeiten tauchten in der Erinnerung auf — unsere erste Begegnung, das Zusammenleben der Jugendjahre. Es gehören viele Worte dazu, um das zu erzählen,

was das Herz in einer Summe besitzt, man sieht es in einem Blick, wie man die Blume mit ihren vielen Blättern sieht.

Das Frühstück wurde heute früher als gewöhnlich aufgetischt, und nach demselben schlief ich vier volle Stunden ununterbrochen, stand darauf gestärkt und erfreut nach allen Reisebeschwerlichkeiten auf. Nach einem Aufenthalt von ein paar Tagen hier war es mir, als hätte ich Jahre lang das Haus, die Familie und den Gesichtskreis ringsum gekannt; derselbe war zu ausgedehnt, um in einem Bild gezeichnet zu werden, aber mit Worten läßt sie sich wiedergeben; hier sind sie, wie ich sie damals niederschrieb.

Pinieros wird die Höhe und das Landhaus genannt, welches wir hier bewohnen; es ist ein altes, etwas baufälliges zweistöckiges Landhaus mit rosenfarbenen Mauern, grün angestrichenen Thüren und Fensterrahmen, wie in der Mehrzahl der älteren Häuser in Lissabon. Eine Reihe Portraitbüsten prangen auf dem Dachgesims. Im Gebäude sind eine Menge Zimmer und Kammern, mehre stehen ganz leer und es befindet sich in jedem solchen nur eine Bettstelle, ein altes Bild oder ein einzelnes hingestelltes Hausgeräth. Die Aussicht erstreckt sich weit ringsum, über grüne Höhen und Thäler; der Weg nach Cintra geht dicht vorüber durch Dörfer, welche in langer Ausdehnung eine fortgesetzte Straße bilden, die als eine Vorstadt Lissabons erscheint. Noch spät im Mai sind die Höhen grün wie in Dänemark. Kleine Maisfelder blicken

hervor zwischen den vielen Quintas, mit welchem Namen man Landhaus und Garten bezeichnet. Ringsum in den Getreidefeldern wachsen Oelbäume, das üppige Wachsthum und die Frische, die vielen Baumgruppen verleihen dem Ganzen etwas Verwandtes mit der Landschaft Kent. Gegen Westen sind die Horizonthöhen mit kleinen Windmühlen besetzt, eine dicht an der andern, als bildeten sie eine ganze Befestigungslinie; ein wenig südwärts erhoben sich malerisch die Berge Cintra's, auf deren oberstem Kulm man das alte Schloß mit seinen Thürmen deutlich sieht. Zuweilen senken sich Wolken auf das ganze Gebirgsland herab und dasselbe ist dann gleichsam verschwunden. Die Fenster meines Zimmers gingen grade nach dieser Seite und nach einem Theil des Alcantarathals, über welches dahin, keck und großartig, auf schwindelig hohen Bogen der große Aquäduct, Arcos dos aquas livres, der Bogen der freien Gewässer, sich erstreckt. Grüne Höhen mit Gärten und die Mauern der Stadt, verdecken Lissabon fast ganz, nur ein Theil der westlichen Vorstadt und die gegen Osten liegenden Höhen mit Klöstern und Casernen sind zu sehen. Im Horizonte hinter Stadt und Fluß erhebt sich Palmella mit den Bergen St. Luis und Monte Arrabida.

Von der sich abwärts jäh erstreckenden Mauer des Gartens ist die Aussicht namentlich von der mächtigen Wasserleitung beherrscht, die sich auf fünf und dreißig Bogen über die Tiefe hinstreckt, hohe Bäume und vierstöckige Häuser liegen ihr gleichsam zu Füßen. Ganz

oben ist ein gewölbter Gang, hoch und breit genug für die Arbeitsleute, welche häufig den Canal reinigen und ausbessern müssen; derselbe hat kleine offene Thürme, durch welche die frische Luft auf das fließende Wasser wirken kann, es ist eine Art bedeckter Gallerie mit einem offenen schmalen Gang für Fußgänger. Von hier aus pflegte ein Räuber, welcher vor etwa zwanzig Jahren in der Gegend hauste, seine Opfer in den Abgrund zu stürzen. Man erzählt von diesem Unmensch, welcher endlich in die Hände des Gerichts gelangte, daß er die Frage, ob er niemals Gewissensbisse gehabt hätte, im Allgemeinen mit „Nein“ beantwortete, nur ein einziges Mal, fügte er hinzu, als er eine junge Frau von der Wasserleitung herabgestürzt hatte und nun ihr kleines Kind ergriff und es hoch in die Luft warf, damit es der Mutter hinterdrein käme: die Kleine mochte geglaubt haben, daß er mit ihr spielen wolle und habe in ihrer Freude die Arme nach ihm ausgebreitet und ihn angelacht, und dieses Lachen, dieser Blick seien ihm unangenehm gewesen, er habe sie nicht vergessen können.

In jeder Beleuchtung, wenn die Wolken ihren Regenschleier auf die Felder herabsenkten, wenn die Sonne aus wolkenlosem Himmel sengte, wenn gegen Abend ein regenbogenfarbener Schein seinen Ton der Luft mittheilte, so auch in dem hellen Mondschein, war der Aquäduct eine mächtig gebieterische Gestalt, welche die ganze Landschaft beherrschte. Die fernen hochliegenden Windmühlen erhoben sich in der Ferne ein Stück über den Bogen und rundeten ihre Linie ab.

Der Garten Pinieros war von einer Mauer umschlossen, welche an der Vorderseite des Hauses jedoch leicht zu überklettern war; ein bissiger Hund, dessen Kette sich bis an den offenen Thorweg vorüber erstreckte, bewachte den Eingang; auch eine frei umherlaufende Dogge hatte Wächterdienst, und vor der Hausthüre saß auf hoher Kletterstange ein kleiner lustiger Affe und zeigte die Zähne. Dieser fand großes Vergnügen daran, die Wand hinaufzuklettern und durch die Fenster im obersten Stockwerk hineinzugucken, auch sprang er gern der Bulldogge auf den Rücken und saß dort als Reiter.

In den Nebenhäusern war Stallung und Badezimmer, außerdem ein Capelle, dem Heiligen Antonius geweiht, zwei Cypressen standen als Kirchendiener vor derselben. Das Wasserbassin war baufällig und fast ausgetrocknet, in den kleinen Behältern schwammen Goldfische umher; die dänische Flagge wehte nach der Straße hinaus. Alte niedrige Cederbäume bildeten einen undurchdringlichen Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen und längs der Mauer dehnte sich eine Allee, die zum Scheibenschießen und zur Promenade diente.

Bei meiner Ankunft war der Garten noch im besten Flor. Hier war ein Gewimmel von Rosen und feuerfarbenen Geranien; Schlingpflanzen, dem Waldmeister nicht unähnlich, hingen mit den Passionsblumen wie große Teppiche über Gemäuer und Gebüsch. Die weißen Blüthen des Hollunders neben den rothen Granatblumen lieferten die dänischen Farben. Die Felder ringsum trugen hohe Cacteen, Weinlaub und

dunkle Cypressen, aber sie zeigten zugleich so viele Blumen und Pflanzen, welche die Gedanken nach Dänemark lenkten. Im Getreide stand der rothblühende Mohn und die blaue Cichorieblume, das Gänseblümlein blickte gar heimisch aus dem grünen Grase hervor, und die Oelbäume erinnerten an unsere Weiden. In Wahrheit, ich fühlte mich heimisch hier und sehnte mich gar nicht nach der großen Stadt, die so nahe lag.

Ganz in der Nähe von Pinieros, in dem Thale, nach der Landstraße hinaus liegt eine Villa mit einem bedeutenden Park, welche dem Sohn eines reichen Banquiers gehört; hier wurde vor nicht vielen Jahren Fest auf Fest gefeiert, damals stand der Park in hohem Reize und hatte sogar sein Theater, reich und geschmackvoll ausgestattet; der Besitzer ließ hier vor seinen vornehmen Gästen Operetten aufführen, selbst die Königin Maria da Gloria stellte sich dazu ein. Das Theater brannte später nieder und stand dann eine Zeitlang unter Aufbau, jetzt schien es, als sei die Arbeit eingestellt. Der Park selbst mit seinen Treibhäusern und chinesischen Lusthäusern, die colossalen Regenschirmen ähneln, ist wie die Canäle und Gänge verödet und machen einen traurigen Eindruck der Verlassenheit; ich mußte an die Schilderung Walter Scott's von dem Garten bei Kenilworth denken, wo Graf Leicester die Amy Robsart besucht. Ein außerordentlich langes und breites Bassin, überwuchert von blühenden Callaes, zog meine Aufmerksamkeit an, so wie auch zwei Rothdornbüsche, die indeß mit verwelkten Blüthen da standen

und das ihrige dazu beitrugen, die Verödung zu steigern, in welche der ganze Park hinzusinken schien. Ein vereinsamter Schwan schwamm in der kleinen Wasserpfütze umher, die noch unter der hinfälligen Hängebrücke übrig war. Das Schloß, erfuhr ich, war vom Besitzer bewohnt, aber ich wurde Niemand dort gewahr, auch nicht im Garten, mit Ausnahme des alten Pförtners, welcher gewiß von den früheren lebhaften Tagen hätte erzählen können, als eine prächtige Equipage nach der andern durch das prächtige Thor rollte, als Raketen in die Luft stiegen und tausende von Lampen leuchteten.

Ich wanderte unter den hohen Bäumen einher; ein paar Hunde mit Fuchsköpfen zeigten mir die Zähne von einem großen umgestürzten Baum in dem hohen wildwachsenden Gras her; die Seitengänge waren zugewachsen, die Treibhäuser standen leer, die Luft im Park war schwer und mit den Ausdünstungen vermoderter Pflanzen angefüllt; ich wurde übel gelaunt bei dem Aufenthalt hier.

Einen lebhaften und dazu eigenthümlichen Eindruck macht dagegen eine andre nicht weit von hier liegende Villa mit ihrem Garten; sie ist in italienischem Styl, altmodisch heimisch, und gehört dem Marquis von Fronteira.

Eine hohe Terrasse verbindet das Hauptgebäude mit einer kleinen Capelle und führt in einen Orangenhain; die ganze Terrasse prangt mit Marmorbüsten von portugiesischen Königen, man kann hier seine historischen Kenntnisse in dieser Richtung auffrischen oder

darüber staunen, wie gering sie sind. Die Wände der Gallerie zeigen sonderbare große Bilder in Mosaik, alle Frauengestalten, so z. B. die Geometrie, die Astronomie, die Poesie u. s. w. Unterhalb der Terrasse befindet sich ein großes Bassin mit Booten, in welchen man unter hängenden Trauerweiden und Pfefferbäumen an kleinen Grotten vorüberrudern kann, die mit Conchylien aller Arten seltsam ausgeschmückt sind. Im Speisesaale sieht man in natürlicher Größe das Portrait von dem Stammvater des Geschlechts, Don Pedro de Mascarenhas, welcher die hohe Stellung eines Vicekönigs in Indien bekleidet hatte; seine Kriegsthaten sind an den weißen und blauen porzellanenen Fließen abgebildet, welche die Wände bekleiden.

Der Marquis de Fronteira, zu welchem mich George O'Neill führte, empfing uns mit großer Herzlichkeit, sagte mir, daß sein Haus mir offen stehe und daß er hoffte, ich würde, da ich in der nächsten Nachbarschaft wohnte, ihn und den Park oft besuchen.

Ich fühlte mich bald heimisch in der Umgebung von Pinieros und namentlich auf unserer Villa. Frau O'Neill erzählte interessante Erinnerungen aus ihrer Kindheit, aus den Zeiten des Don Miguel; der älteste der Söhne, Georg, welcher gut Fortepiano spielte, belesen war und sich für die Natur interessirte, schloß sich bald an mich; der jüngere Sohn, Arthur, hübsch und flink zum Voltigiren und auf seinem Pferde dahin zu jagen, interessirte mich durch seine frische Lebhaftigkeit; der Vater, mein Freund George O'Neill, verbrachte

den ganzen Tag, Sonntags ausgenommen, in seinem Comptoir, aber gegen Abend sahen wir ihn, und stets fröhlich und lebensfrisch, wir sprachen dann dänisch mit einander von der alten Zeit in der Heimath, und wurde nun die Guitarre von der Wand herabgeholt oder der Sohn George setzte sich an's Clavier, so sang der Freund mit schöner voller Stimme aus Martha und Rigoletto. Noch war im Hause eine junge begabte Dame, die Lehrerin der Kinder, geboren und erzogen in Portugal, aber von deutscher Abkunft. Ueber die Geschichte ihrer Eltern war ein ganzer romantischer Duft verbreitet. Die Mutter war, so weit ich mich dessen entsinne, aus Hannover und hatte als kleines Kind mit ihren Eltern und Großeltern Europa verlassen; das Schiff, welches sie nach Amerika führen sollte, verfehlte den Cours, Einer nach dem Andern starb vor Hunger, das Kind lag schlafend auf den todten Körpern. Eltern und Großeltern waren Leichen. Die Matrosen empörten sich gegen den Capitain, sie sagten, er habe es nicht verstanden, das Schiff zu führen, sie warfen ihn lebendig in's Meer. Die alte Dame vermochte später niemals dieses Ereigniß zu vergessen, welches sie als Kind sah und erlebte. Das Schiff scheiterte an der Küste von Portugal, sie wurde gerettet; so war ihr Eintritt in Portugal, wo sie blieb und noch als alte Frau lebt. Der Mann war gleichfalls in Deutschland geboren, hatte als Freiwilliger die Schlacht von Waterloo mitgemacht, war später zu Fuß nach Italien gewandert, war dort von Räubern gefangen genommen worden,

die ihn jedoch, da sein Ranzen nur ein paar Hemden und Strümpfe enthielt, wieder freigaben und obendrein Reisegeld schenkten. Er kam nach Portugal, wurde, glaube ich, Professor der lebenden Sprachen, verheirathete sich und starb vor einigen Jahren. Ich sprach mit der alten Dame, mit ihren liebenswürdigen schönen Töchtern und flinken Söhnen; die Geschichte der Eltern strahlte Romantik in meine Stimmung hinein, und diese hob sich durch die ganze Umgebung.

„Hier ist es jetzt so sicher wie in Dänemark,“ sagte man zu mir. „Sie können so ruhig schlafen, als lägen Sie in Kopenhagen; die Räuber, die vor Jahren hier hausten, sind gehenkt; wir haben einen bissigen wachsamen Kettenhund und im Schlafzimmer ein geladnes Gewehr; sie können auch eins bekommen, wenn Sie es wünschen.“

Die erste Nacht erwachte ich dadurch, daß der Himmel meiner Bettstelle auf mich niederstürzte; das war eine Art von Ueberfall, wenn auch nicht grade wie ich es mir dachte; die Ratten sprangen umher auf dem Boden in dem alten Hause, es klang wie Fußtritte; ich stand die erste Nacht mehre Male auf und blickte in den Garten hinaus; dort stand ein Rosenbusch, weiter war es nichts, aber beim ersten Blick sah derselbe in der Dämmerung wie eine liegende lauernde Gestalt aus; der Wind machte ihn nicken wie der Commandant in Don Juan, da bemerkte ich erst, daß es nur ein blühender Baum war. Ich sah über die Felder hinaus; unten im Thale in dem Hohlweg schritten

Männer mit flammenden Fackeln einher; was hatte das zu bedeuten? Wahrscheinlich leuchteten sie sich nach Hause längs des holprigen Weges. Aus dem Hause des Nachbars schallte ein entsetzliches Gebrüll. Es war dort ein Löwe in die Familie aufgenommen worden, ein Löwe aus Afrika; aber derselbe war angebunden, sagte man mir, angebunden wie ein anderes bissiges Hausthier. Der Wind heulte die erste Nacht gewaltig, er heulte jede Nacht in derselben herbstlichen heimathlichen Weise; ich hörte ihn wie damals als er mir von „Waldemar Daa“ und „Eine Geschichte aus den Sanddünen“ erzählte. Ich dankte Gott, daß ich mich nicht auf dem Meere befand.

„Draußen, ein paar Meilen von der Küste, kann es Windstille sein,“ sagte man. „Das ist der portugiesische Küstenwind, welcher das Klima Portugals so gesegnet und gesund macht.“

Es knackte in dem alten Hause, die Bäume draußen beugten sich vor den Windstößen; wie war das heimathlich und doch war ich meilenweit von meinem Vaterlande entfernt.

An dem ersten Sonntag meines Hierseins und später noch einige Mal ging ich am frühen Morgen mit Frau O'Neill und den Söhnen zur Messe in das naheliegende Nonnenkloster; hier war schöne Musik und die kleine Klosterkirche stimmte zur Andacht; wir mußten auf dem kalten steinernen Fußboden niederknien, Räucherduft und Melodien umwallten uns. Eine Kirchenmusik, die ich hier hörte, war von großer Wirkung,

ungeachtet sie von alten Frauenstimmen ausgeführt wurde; der Gesang rollte dahin in großen Tonwellen, einzelne Stimmen setzten schwach ein, schwellten immer höher um wieder zu sinken; aber in diesem Sinken, dieser hinsterbenden Harmonie hoben sich wieder andere Stimmen, die immer mehr an Fülle zunahmen, um wieder hinzusterben; es war Strophe und Antistrophe. Ich dachte dabei an das Hinwallen des Menschengeschlechts gegen das Ewige.

Zwischen dem Kloster und Lissabon selbst, jedoch näher an der Stadt, liegt auf einer Höhe mit weiter Aussicht über den Tejofluß einer der größeren Bestattungsorte der Stadt, der St. Johannis-Friedhof. Der mittelste Platz wird von einer Capelle eingenommen, in deren vielen Nischen Heiligengestalten in Marmor prangen; aber eine schlechtere Arbeit habe ich nicht gesehen, das sind Carricaturen von Heiligen, entsetzliche Idiotengestalten, die Arbeit ist eine Versündigung gegen den reinen Marmor. Von der Capelle aus erhebt sich in Alleen ein Marmormonument neben dem andern, wie kleine schwere Thürme oder aufgestellte Pyramiden geformt; man geht hier wie in einem Garten der Kindheit der Bildhauerkunst.

Den größeren Friedhof sah ich nicht, derselbe führt den Namen „Prazeres“, das heißt „Vergnügen“, das plaisir der Franzosen. Man muß denken, daß ein Humoristiker dem Ort Namen gegeben hat; ebenso eigenthümlich ist auch der Name des Schlosses der Königin; es heißt Necessidades, Nothwendigkeit.

Um die Mauern der Stadt herum ist der Weg sehr lang, Alles dehnt sich weit und das Fahrgeld ist unglaublich theuer. Für eine Tour von ungefähr zwei Stunden mußte ich jedesmal 2,700 Reis (ungefähr 4 Thaler) bezahlen.

III.

Lissabon. Camoens. Castilho. König Fernando. Rückblick in die Geschichte Portugal's. Das Fest Corpus domini.

Nach allen den Beschreibungen von Lissabon, die ich kannte, hatte ich mir im Voraus ein Bild von dieser Stadt gemacht; aber wie ganz anders hell und schön lag sie nun vor mir in der Wirklichkeit. Ich mußte fragen: Wo sind hier die schmutzigen Gassen, von welchen ich gelesen habe, das Aas, welches man auf dieselben wirft, die wilden Hunde und die jammervollen Gestalten aus den afrikanischen Besitzungen, die sich hier mit weißem Bart in der schwarzen Haut und mit ekelhaften Krankheiten behaftet umhertreiben sollen? Ich sah nichts von dem Allen, und als ich darnach fragte, antwortete man mir, daß es in eine Zeit von gegen dreißig Jahren zurück gehörte; Viele erinnerten sich sehr wohl daran. Jetzt sind hier breite reine Straßen, freundliche Häuser, deren Wände mit blanken porzellanenen Fließen, mit Zeichnungen, blau in weiß, prangen, Thüren und Altane sind grün oder roth angestrichen, zwei Farben, welche überall hervortreten, selbst an den Tonnen der

Wasserträger. Die öffentliche Promenade, ein langer, schmaler Garten mitten in der Stadt, ist Abends durch Gas erhellt, es wird hier musicirt, und von den blühenden Bäumen strömt ein Duft, der fast gar zu stark ist: es ist als stünde man in einem Spezereiladen oder in einer Conditorei, wo gerade Vanille-Eis zubereitet und herumgetragen wird.

In den Hauptstraßen ist Leben und Verkehr; leichte Cabriolets jagen dahin, schwere Bauernwagen von antediluvianischem Aeußeren bewegen sich langsam, von Ochsen gezogen; hier sieht man einen Milchbauer, er ist zu Fuß, hat zwei oder drei Kühe bei sich, diese werden auf der Straße gemelkt; in der Regel ist noch ein großes Kalb mit ledernem Maulkorb versehen dabei; dasselbe darf nur seine bestimmte Portion Milch bekommen. An den Straßenecken prangen große Theaterzettel, das Opernhaus war während meines Aufenthaltes geschlossen; Circus Price, woselbst kleine Singspiele und Operetten aufgeführt wurden, so wie das Theater Maria secunda, waren die am meisten besuchten; letzteres ist kein großes, aber ein sehr schönes Gebäude mit Säulenreihen und Statuen und liegt auf einem großen Platz, der mit Bäumen bepflanzt ist und eine höchst zierliche Mosaikpflasterung zeigte. Von hier erstreckt sich die breite Goldstraße, Rua do Ouro; dort wohnen alle Goldarbeiter, Laden bei Laden strahlen hier Ketten, Orden und dergleichen Herrlichkeiten. Von dieser Straße aus gelangt man auf den größten Platz der Stadt, la praça do comercio, welcher sich bis an das

offne, mit Fließen belegte Ufer des Tejoflusses erstreckt, wo die Schiffe liegen. Zu beiden Seiten hebt sich die Stadt terrassenförmig in bedeutender Höhe. Das große Hotel Braganza liegt so, daß man von dessen Kellerfenstern aus über das Dach eines fünfstöckigen Hauses in der Straße unterhalb sieht. Die vielen höher liegenden Straßen und Gassen werden durch Brückenwölbungen über die niedrigeren Theile der Stadt hin verbunden; Lissabon erhält hierdurch ein mit Genua und Edinburgh verwandtes Aussehen.

In dem höchstliegenden, verkehrreichsten Theil der Stadt soll ein Monument für Camoens errichtet werden; der Platz ist schon mit Bäumen und Blumen bepflanzt, das Fußgestell steht schon da, aber die Statue noch nicht, dieselbe wurde nicht gut geheißen; eine neue ist in Arbeit.

Ich fragte: „Wird der Sklave des Camoens auch auf dem Monument sein?" — Ich dachte mir diesen auf dem Fußgestell sitzend, die Hand ausstreckend, wie er zur Lebzeit des Camoens hier in den Straßen saß und für seinen armen verlassenen Herrn bettelte, welcher nahe daran war, Hungers zu sterben.

„Solche Darstellung," antwortete man mir, „würde ja ein fortwährender Vorwurf für die Nation sein, die nicht an ihren großen Dichter dachte, während er lebte."

Wie das Monument wird, weiß ich nicht, sein eigenes Werk wird stets sein bestes Monument bleiben, durch dasselbe ist der Name Portugal's, mehr als durch blutige Kriege und Entdeckung von Ländern, in das Bewußtsein aller Nationen übergegangen. Sein Leben

giebt Stoff zur Dichtung und ist auch benutzt worden; der Portugiese Garret hat Berühmtheit durch seinen „Camoens" gewonnen, und von Tieck haben wir die schöne Novelle: „Der Tod des Dichters".

Luis de Camoens wurde im Jahre 1517 geboren und stammte von einer spanischen Familie ab; in seiner frühesten Jugend verlor er seinen Vater durch einen Schiffbruch. Die Mutter war arm, sandte aber doch den aufgeweckten Knaben auf die Universität zu Coimbra. Eine Liebesgeschichte und einige satirische Gedichte waren Schuld daran, daß er das Land verließ und in Afrika Theil an dem Kampf gegen die Mauren nahm; hier begann er sein großes Werk, die Lusiade, führte, wie er selbst sagt, in der einen Hand die Feder, in der andern das Schwert. Er kehrte wieder nach Lissabon zurück, aber sein Dichtertalent wurde nicht anerkannt, weshalb er wieder fortzog, nach Goa segelte und rühmlichen Theil an dem Kriege nahm; ein satirisches Gedicht von ihm erweckte das Mißbehagen des Vicekönigs, und er wurde nach Macao an der chinesischen Küste verbannt, hier wurde er bei dem Erbschaftsgericht angebracht. Während der fünf Jahre, die er sich hier aufhielt, vollendete oder richtiger schrieb er die ganze Lusiade. Es ist nicht nur die Seefahrt des Vasco de Gama, sondern auch alles Große, Schöne und Rührende in der portugiesischen Geschichte ist in diesem großartigen Gedicht aufgenommen, welches unter dem indischen sonnenklaren Himmel geboren wurde. Man zeigt noch auf Macao eine Grotte, in welcher

Camoens die Niederschreibung vollendete. Endlich bekam er Erlaubniß zur Rückkehr, aber das Schiff scheiterte auf der Fahrt nach Goa; doch gelang es ihm mit seinem Manuscript nach einer Sandbank zu schwimmen, wo er sich rettete. In Goa erging es ihm nur schlecht, seine Feinde brachten ihn in das Schuldgefängniß; aus demselben befreit, kehrte er nach Portugal zurück; die Lusiade wurde gedruckt und erregte Aufmerksamkeit. Don Sebastian, der ritterliche, romantische König Portugal's, gab dem Dichter eine jährliche Unterstützung, aber wie gering auch dieselbe war, ungefähr 250 Thaler, so hörte sie doch beim Tode des Königs, als Philipp der Zweite von Spanien sich Portugals bemächtigte, ganz auf. Camoens starb im Elend in einem Hospital in Lissabon. Sein schwarzer Sclave bettelte in den Straßen, um des Dichters Leben zu fristen. Er hinterließ nicht so Viel, daß dafür ein Leichentuch gekauft werden konnte, ein solches mußte geliehen werden. Niemand geleitete ihn zum Grabe, Niemand weiß, wo das Grab ist. Bis zum letzten Augenblick, in der äußersten Armuth, liebte er sein Vaterland. In einem seiner letzten Briefe schreibt er von demselben:

„Hoch, wie die Stirn Europas,
Ist Lusitanien gestellt,
Hier endigen der Erde Lande;
Und hier in des Meeres Wogen
Geht jede Nacht die Sonn' zur Ruh'."

Die portugiesische Literatur beginnt, wie alle Literaturen mit der Volkspoesie; sie wird abgelöst von

der Kunstpoesie, die hier Hofpoesie, klingende Idylle wurde. Gil Vicente schlug in seinen Lustspielen wieder die volksthümlichen Saiten an, stieß aber auf großen Widerstand, weil man dem, was man damals das Classische nannte, huldigte; die nationale Dichtung war im Begriff zu unterliegen, aber Camoens behauptete ihre Bedeutung und Größe durch seine Lusiade. Dieselbe spendete Glanz und Glorie, aber bald folgte wiederum Finsterniß, Klingklang und Nachahmung, bis die Dichter wieder durch das volksthümliche Element ihre Bedeutung behaupteten; so Gomez, welcher die Tragödie Ines de Castro schrieb; Bocage, dessen Lieder in's Volk gedrungen sind; sein Geburtsort, Setubal, wo er in Armuth lebte, errichtet ihm jetzt ein Monument. In unserer Zeit greifen die Dichter, wie durch Instinct geleitet, wieder in die nationalen Saiten; hier müssen namentlich Carvalho und Garret genannt werden, der Letztere hat Portugals Natur malerisch besungen und das große Gedicht „Camôes" geschrieben. Einer der bedeutendsten jetzt lebenden Dichter ist Antonio Feliciano de Castilho, geboren in Lissabon am Beginn dieses Jahrhunderts. Er ist mit einer Dänin, Fräulein Vidal aus Helsingör, verheirathet.

Castilho gehört einer Familie an, in welcher die Liebe zur Literatur erblich ist. In seinem sechsten Jahre bekam er die Blattern und verlor in dieser Krankheit ganz das Gesicht; aber seine Neigung zum Studiren steigerte sich stets; diese brennende Lust im Verein mit seiner reichen Begabung, kam ihm dermaßen

zu Statten, daß er sich schon in seinem fünfzehnten Jahre besonders Grammatik, Geschichte, Philosophie und Griechisch angeeignet hatte. Durch Hilfe seines Bruders lernte er die classischen Verfasser kennen. Kaum vierzehn Jahre alt hatte er bereits einen lateinischen Vers geschrieben, welcher Aufmerksamkeit erregte; sein erstes Gedicht in der Muttersprache war eine Elegie beim Tode der Königin Maria der Ersten. Er gab sich indeß dem Studium der Botanik, Geschichte und Physik hin. Mit seinem Bruder durchwanderte er die herrliche Umgegend von Coimbra; der Bruder lieh ihm seine Augen; mit ihm und durch ihn erfaßte er die Schönheit der ganzen Natur, so daß er sich getrieben fühlte, sie in einem Gedicht „der Frühling“ zu besingen. Auch in Coimbra schrieb er die Idylle Echo e Narcisso, welche im Verlauf weniger Jahre mehre Auflagen erlebte. Er übersetzte den Ovid und entfaltete große Thätigkeit als Dichter.

Eine junge Dame, Maria Isabel de Buena-Coimbra, wurde bei den Benedictiner-Nonnen in einem Kloster einige Meilen von Oporto erzogen; nachdem ihre Erziehung beendet war, blieb sie noch einige Zeit im Kloster und las dort mehre classische und neuere Verfasser; sie las das Gedicht Echo und Narciß und schrieb, ohne sich zu unterzeichnen, folgende Worte an den Verfasser: „Wenn es eine Echo gäbe, würden Sie dann thun wie Narciß?“ — Nun begann ein Briefwechsel zwischen Castilho und der jungen Unbekannten. Nach einiger Zeit bat er sie, ihm ihren Namen

zu nennen. Sie schrieb ihm denselben, der Briefwechsel wurde fortgesetzt, und im Jahre 1834 wurden sie verlobt und verheirathet. Drei Jahre darauf starb sie. Das Gedicht, welches er ihrem Gedächtniß weihte, stellen seine Landsleute neben das Beste der Literatur.

Später vermählte er sich mit Charlotte Vidal, deren Vater Consul in Helsingör war. Mit ihrer Hilfe hat er mehrere lyrische und erzählende Gedichte von dänischen Verfassern, z. B. Baggesen, Oehlenschläger, Boye u. A., in's Portugiesische übersetzt.

Mein Freund George O'Neill führte mich eines Tages zu Castilho, welcher in einer hochliegenden Straße mit Aussicht auf den Tejo wohnt, und hier, selbst bei der stärksten Sonnenhitze, zwei Mal täglich kühle Luftzüge vom Meere aus hat. Ich wurde wie bei alten Freunden und Bekannten empfangen. Frau Castilho, O'Neill und ich sprachen Dänisch, wir sprachen von dem fernen Dänemark, welches jetzt durch die Eisenbahnen nicht mehr so fern ist; die Städte, ja selbst die Länder rücken einander näher, und durch den Telegraphendraht ist selbst Amerika jetzt unser nächstes Nachbarland geworden, nur einige Sekunden von uns, über das Weltmeer.

Der liebe Castilho sprach lebhaft und jugendfrisch; er arbeitete um diese Zeit an einer Uebersetzung des Virgil; der Sohn, der auch Dichter und sehr talentvoll ist, hilft dem blinden Vater. Die Tochter ist jünger und hat prächtige Augen, gefüllt mit der Sonne des Südens; ich improvisirte ein kleines Gedich t zu ihr

von den Sternen, die ich früher bei Nacht gesehen, jetzt aber am hellen Tage sah.

Wenige Tage später erfreute Castilho und seine Familie mich mit einem Besuch in meiner Heimath, O'Neill's Landhaus. Unter meinen Erinnerungsschätzen habe ich von Castilho einige von ihm französisch dictirte Briefe, unter welche er selbst nur seinen Namen hat schreiben können; meine Briefe an ihn waren dänisch geschrieben, er gab die seinigen französisch und sagt in einem derselben: „Wir reden mit einander wie Pyramus und Thisbe, meine Frau ist die Wand. Durch Hilfe der Frau Castilho werden dänische Briefe und dänische Dichterwerke dem blinden Dichter in portugiesischer Sprache mitgetheilt.

Ich war nur wenige Tage auf Pinieros, als ich durch O'Neill benachrichtigt wurde, daß Se. Majestät König Fernando mich in seinem Schloß in der Stadt empfangen würde; dieses ist früher ein Kloster gewesen und liegt, wie diese fast immer, sehr schön, hat eine weite Aussicht über den Tejofluß bis zu dessen Ausmünden im Ocean.

Altmodisch gekleidete Trabanten, was das Costum betraf, nicht ungleich den päpstlichen Soldaten im Vatican, paradirten an der Haupttreppe. Ein Hofdiener führte mich nach dem höherliegenden Theil des Schlosses, wo Graf de Foß, welchem ich empfohlen war, mich in einem großem mit Gemälden geschmückten Zimmer empfing, welches zugleich den Anblick von wohl-

aufgestellten Waffen und Rüstungen, ja gar von einer ganzen Rittergestalt zu Pferde, darbot.

König Fernando, ein hoher, sehr schöner Mann, kam mir freundlich und wohlwollend entgegen, sprach von meinen Schriften, von meinem Besuch hier in Portugal und nannte in lobenden Ausdrücken die Familie O'Neill. Er selbst führte mich umher in seinem schönen großen Garten, wo seltene Schlingpflanzen mit reicher Fülle von Blättern und Blumen die hohen Mauern deckten; wunderbar schöne Palmen mit großen Blattschirmen verliehen Schatten. Hier war es außerordentlich schön. Der ganze alte verödete und verwilderte Park war durch die Sorgfalt und den Geschmack des Königs in einen frischen, reizenden Garten mit Glasplainen, Blumen und großen Glashäusern verwandelt, in welchen die seltensten tropischen Pflanzen wuchsen.

Beim Abschied reichte der König mir die Hand und sagte: „Ich nehme nicht Abschied, wir sehen uns wieder!“ Es war etwas so gutmüthiges, gerades und doch königliches in dem Wesen der Majestät, welches mir diesen Besuch lieb und unvergeßlich machte.

Wie bekannt ist König Fernando, der Vater des jetzt regierenden Königs Luis. Auf meiner Rückfahrt längs des Quais und durch die Straßen nach Pinieros hinaus hatte ich Zeit, in Gedanken die Geschichte der letzten drei und dreißig Jahre dieses Landes zu verfolgen, welches so viele Kämpfe erlebt hat, jetzt aber in Ruhe und Segen zu gedeihen scheint.

Johann der Sechste, König von Portugal und Brasilien, war unter constitutioneller Verfassung allein König in Portugal; Brasilien hatte sich unabhängig erklärt unter seinem ältesten Sohne Don Pedro; der jüngere Sohn Don Miguel machte im jungen Alter schon den Versuch, den Vater vom Thron zu stürzen; es gelang ihm nicht und er mußte das Land verlassen, wurde aber, nach dem Tode des Vaters, von der absolutistischen Partei als der Erbberechtigte angesehen, Don Pedro war ja Kaiser von Brasilien; derselbe hatte indeß seine Rechte der Erstgeburt nicht aufgegeben, sondern dieselben, als er Portugal verließ, auf seine Tochter Maria da Gloria übertragen, welche in Wien am Hofe ihres Großvaters erzogen wurde. Als sie sich auf der Rückreise der Küste Portugal's näherte, untersagte Don Miguel ihr das Landen; sie ging nach England und von dort nach Brasilien. Als Don Pedro bald seine Herrschaft dort verlor, kam er nach Europa, um das Recht der Tochter zu schützen, und der Kampf zwischen den Brüdern und den Parteien begann.

Don Miguel war jung und leidenschaftlich, liebte Thierkämpfe und die Freuden der Jagd; er war ein ausgezeichneter Reiter. — Es war eine finstere unglückliche Zeit unter seiner Herrschaft, man hat mir davon erzählt. Die Gefängnisse füllten sich mit politischen Gefangenen, in den Gefängnißkellern an der Tejo saßen Männer aus allen Classen der bürgerlichen Gesellschaft. Um die Fluthzeit drang das Wasser zu

den Gefangenen hinein und ging ihnen bis hoch an den Leib; die nassen Kleider und die Feuchtigkeit überhaupt rissen Viele durch Krankheit hinweg; bevor sie auf's Schaffot gelangten. Ein junger Mann im Gefängniß hatte so unleidliche Schmerzen, daß sein Unterleib aufschwoll; er bat um die Hilfe eines Arztes; ein solcher kam; barsch und zornig gebot er dem Gefangenen, den leidenden Körpertheil zu entblößen, besah denselben und versetzte ihm mit seinem Stocke einen Schlag über den Unterleib, indem er sagte: „Freß Er Gurken, so wird Er schon crepiren!" Täglich fanden am Marktplatze Hinrichtungen statt. Es war eine Zeit voll Angst und Entsetzen. Die Meisten wußten noch davon zu reden, sie hatte erst ein Ende zu Anfang des Jahres 1833, als Don Pedro Sieger wurde.

Es war ihm wunderbarerweise geglückt, mit seiner kleinen Eskadre zu landen, Gott war mit ihm; schon war er mit seinen Truppen auf der anderen Seite des Tejoflusses, Lissabon gegenüber, welches noch in den Händen der Armee des Don Miguel war; dieser selbst war nicht weit davon, in Santarem. Noch an dem letzten Tage, an welchem er da war, wurden mehrere politische Gefangene auf dem Marktplatze zu Lissabon gehangen; sie hörten die Kanonenschüsse des Befreiers jenseits des Flusses, aber für sie war keine Stunde der Rettung. Mehrere Gefangene, die am folgenden Tage den Tod erleiden sollten, wurden in die Capelle geführt, wo sie in Gesellschaft der Priester ihre letzte Lebensnacht zu verbringen hatten; durften sie auf Rettung hoffen?

Die Liberalen waren für den legitimen Don Pedro und dessen Tochter, die Absolutisten für Don Miguel; das Resultat des Sieges wurde ein solches, daß dieser weichen mußte. Welcher Jubel, die Luft dröhnte von Gesang und Freudengeschrei. Eine Dame, die damals Kind war, erzählte mir, welchen Eindruck sie in ihrem Erstaunen und ihrer Unwissenheit von dem Ganzen bekam, als sie diese leidenschaftliche Aufregung mit ansah. Der Mittagstisch stand gedeckt, die Kleine hatte sich ganz allein an denselben gesetzt. Niemand kam, sie sah ihre Mutter auf dem Altan stehen, die Freiheitsfahne in der Hand und die Freiheitshymne singend die Leute auf den Straßen jubelten und sangen, dann drangen Leute in das Zimmer, umarmten sich, lachten, weinten. Alle Gefängnisse waren geöffnet worden, sonderbare Gestalten bewegten sich im jubelnden Gewimmel.

Im Jahre 1834 hielt Maria da Gloria ihren Einzug; sie ehelichte Herzog Ferdinand von Sachsen-Coburg-Gotha, welcher den Titel König bekam, und durch welchen sie Mutter von zwei Töchtern und fünf Söhnen wurde. Der älteste, Don Pedro der Fünfte, erhielt beim Tode der Mutter im Jahre 1853 die Regierung unter der Vormundschaft des Vaters. Der junge König und zwei seiner jüngeren Brüder starben im Verlauf einer Woche an einer Epidemie, die im Schlosse herrschte; man erinnert sich mit großer Anerkennung und Liebe an ihn, ein Monument für ihn wird errichtet. Der vierte jüngere Bruder Luis, mit Victor Emanuels

Tochter Pia vermählt, ist jetzt Regent. Das ist die kurze historische Skizze, die anderswo besser zu lesen ist, aber hier ist dieselbe als ein Gedankenfaden entstanden, indem ich von meinem Besuch bei König Ferdinand zurückkehrte.

Den Sohn, König Luis hatte ich noch nicht gesehen, ich sah ihn zum ersten Mal bei dem Corpus-domini-Feste, welches in der Hauptstadt Portugals noch mit vielem Pomp gefeiert wird. Dieses Mal sollte es sich jedoch nicht recht entfalten, der Regen strömte vom Himmel. Die Königin nahm an der Festlichkeit nicht Theil, nur der junge König zeigte sich. Die Procession nahm ihren Anfang von der Kirche aus, machte aber gleich Halt wegen eines gewaltsamen Regenschauers; erst als der Regen nachließ, schritt sie vorwärts, die Geistlichkeit an der Spitze, nach dieser folgte zu Pferde St. Georg selbst, eine große hölzerne Figur mit dem Spieß in der Hand, welche sich bei dem Tritt des Pferdes hin und her bewegte. Hinterdrein folgte der Knappe des Ritters, ein wirklich lebendiger Mensch, und der Page, einer der schönsten Knaben, den man hatte ausfindig machen können; man sah dem Kleinen deutlich an, daß er sich fürchtete, allein auf dem großen Pferde zu sitzen. Hinter diesem wurde die Hostie unter einem prachtvollen Baldachin getragen; der König selbst war unter den Trägern einer der Vordersten. Er war ein junger schöner Mann, sehr blond, mit außerordentlich sanften Gesichtszügen; er war in Sammet und Seide gekleidet. Die ganze Proces-

sion war noch nicht aus der Kirche hinaus, als der Regen herabzuströmen begann, der Zug hatte grade das Haus erreicht, wo ich auf dem Balcon Platz hatte, dicht an der Kirche, und kehrte nun wieder nach dieser um, während nur die Geistlichkeit und die Figur des Sanct Georg nebst Knappe und Page durch die Straßen zogen, in welchen sich bei dem schlechten Wetter nicht viele Leute befanden, was sonst der Fall ist, indem die Landbewohner, festlich gekleidet, hinzuströmen.

IV.

Ein Monat in Setubal.

Die Villa Dos Bonegos. Das Kloster Brancanas. In der Campagne. St. Antonii-Fest. Der Dichter Portella. Stiergefecht. Die Jesuskirche. Silhouet von Setubal. Monte Arrabida. Eine vom Flugsand begrabene Stadt. Abendstimmungen.

In der frühen Morgenstunde, die Luft war hell und blau, selbst die Wolken, die das Cintragebirge umlagern, waren verschwunden, fuhren wir von Georg O'Neill's Villa nach Lissabon hinein, es war etwa eine halbe Stunde Weges, und gingen sofort an Bord des Dampfschiffes, welches tägliche Verbindung mit der Eisenbahn an dem südlichen Ufer des Tejoflusses unterhält, der hier breit ist wie ein großer See; das Dampfschiff braucht fast eine ganze Stunde, um hinüber zu gehen.

Das Schiff war mit Reisenden und Reisegepäck überfüllt; die Fahrt begann, es herrschte eine sonderbare Stille und ein Ernst am Bord; die Herren saßen und lasen die Zeitungen, die Damen versteckten sich unter ihren Sonnenschirmen, man erhielt keinen Eindruck von der Lebhaftigkeit des Südländers, aber wohl-

wollend und höflich gegen den Fremden zeigten sich Alle. Der Fluß breitet sich landeinwärts aus, der Wasserspiegel schmilzt mit dem Horizont zusammmen; beim Ausfluß in den Ocean wird er von den hervorspringenden Ufern begrenzt, das ganze Ufer ist bebaut, das königliche Schloß und das alte Belem springen am meisten hervor.

Die Sonne schien in die helle Luft hinaus und in das stille Gewässer hinab, und vor uns lag auf seinen stolzen Hügeln Lissabon, erst undeutlich, aber je nachdem wir weiter hinaus kamen, nahm es deutlicher die Gestalt von großen Wogen von Häusern und Palästen an. Das südliche Ufer, gegen welches wir hinübersteuerten, erhebt sich mit Klostergebäuden, Festungswerken und Pinienwaldungen. Ueber eine unendlich lange hölzerne Brücke erreichten wir dort den Bahnhof, von welchem der Zug nach Setubal abgeht.

Bevor die Eisenbahn zu Stande kam, ging die Hauptlandstraße bei der hochliegenden Festung Palmella vorüber, welche sich wie eine Akropolis über die ausgedehnte Ebene erhebt; damals war der Weg ganz unsicher, Niemand reiste ohne Escorte. Die alten großen Korkwälder hier sind heutzutage von geringerer Ausdehnung als damals, theils sind sie gefällt, theils sind sie abgebrannt. Der Waldbrand soll mehrere Male so bedeutend gewesen sein, daß man auf der anderen Seite des Flusses, selbst in Lissabon die Hitze von demselben wahrnahm.

Die Eisenbahn macht eine Biegung nach Osten

über eine sandige Strecke mit Mais und Wein; die Umzäunung besteht aus großen Aloepflanzen; eine Pflanzung von niedrigem Cactus mit gelben Blumen lag wie ein Netz über den losen Sandboden hin und hielt den Sand nieder. Am Fuße der Höhe von Palmella wird die Gegend malerischer und bald taucht Setubal auf, das St. Ybes der Engländer, wo ein Orangenhain neben dem andern das Thal zwischen Palmella, St. Luis und Monte Arrabida bis gegen den Ocean hinab füllen.

Carlo O'Neill's Wagen hielt am Bahnhof, und bald fuhren wir durch einen Theil der Stadt hindurch, wo es nicht an grün angestrichenen Altanen fehlte, fuhren hinaus durch die Bogen der Wasserleitung, bald im tiefen Sande, bald über harten, nackten Felsgrund. Der Weg scheint von selbst entstanden zu sein, ein Naturweg, an mehreren Stellen so schmal, daß zwei Wagen an einander nicht vorbei können, bald wieder breit genug für vier. Im ersten Augenblick glaubte ich hier bei allen Biegungen des Wegs Telegraphenstangen zu erblicken, aber bei näherer Betrachtung war es ein weit herrlicherer Anblick, nämlich blühende Aloen, eine dicht neben der anderen, jeder Blumenstengel gewiß über zehn Ellen hoch mit etwa dreißig Verzweigungen. Sie nahmen sich wie Bronzecandelaber aus, die an jeden Arm eine Schale mit gelben Blumen trugen. Vor mir auf der Höhe sah ich die Festung Palmella, näher, zwischen mächtigen schattigen Bäumen, das jetzt öde Mönchskloster Bran=

canas, und dicht an demselben meine neue Heimath das Landhaus Carlo O'Neill's, Dos Bonegos (das Puppenhaus), ein Name, den die Umherwohnenden ihm gegeben hatten; die vielen Statuen, Büsten und Vasen, mit welchen das Haus und die Terrassen des Gartens geschmückt sind, hatten den Namen hervorgerufen.

Zur Physiognomie des Gebäudes gehört, daß hoch oben sich eine sausende Windmühle befand, welche die Wasserstrahlen aus dem tiefen Brunnen nach den großen Bassins hinaufhebt, von welchen aus es durch Röhren sich erfrischend in den Garten ergießt. Eine große prächtige Palme breitet ihren Schirm vor meinem Balcon aus, über das gemauerte Bassin und den Springbrunnen hin. Der Garten theilt sich in mehrere Terrassen, eine breite steinerne Treppe führt von der obersten hinab in eine große Blumenpartie. Welche Farbenpracht und welche Verschiedenheit der Blumen! Selbst aus den Mauerritzen schießen Nelken und Cactus hervor, die man im Norden in Treibhäusern züchten würde. Die Pfefferbäume neigen sich wie Trauerweiden über die großen Wasserbehälter, in welchen die Goldfische schwimmen und die weißen Wasserlilien wachsen. Steigen wir eine zweite steinerne Treppe hinab, so befinden wir uns in dem Obstgarten. Die Citronen und Orangenbäume hingen voll Früchte, einzelne boten zugleich ihre weißen starkduftenden Blüthen dar. Hier ist Frische, Ueppigkeit, Schatten und rieselndes Gewässer. Von dem obersten Wasserbehälter, in welchem große Schildkröten umherschwimmen, wird das frische klare

Wasser zu den verschiedenen Gartenterrassen nach maurischer Art durch Röhren und längs der Gartenmauer geleitet, und verliert sich als Bewässerung eines jeden einzeln Obstbaums. Etwas tiefer liegt der Weingarten mit seinem blattreichen Laub und den schweren saftigen Trauben.

Auf Pinieros war während der letzten Tage der Sommer endlich angebrochen, hier auf Bonegos befanden wir uns mitten in demselben. Es herrschte eine großartige Hitze, weshalb alle Thüren und Fenster des Hauses den größten Theil des Tages verschlossen blieben, kein Sonnenstrahl vermochte hinein zu dringen; die Zimmer, die sonst hell und luftig mit Gemälden, Statuen und Gruppen geschmückt waren, wurden halbfinster; hier war Bibliothek, Badezimmer und Billard, und vor allem Andern, hier waren liebenswürdige Menschen.

Am Tage war es im Garten nur unter dem Schatten der dichtbelaubtesten Bäume auszuhalten, und wollte man über einen Fleck gehen, wo die Sonne schien, so schritt man langsam dahin unter seinem ausgespannten weißen Regenschirm. Morgens und Abends war es ein Vergnügen, in die stille schöne Luft hinaus zu treten. Welch paradiesischer Reiz ringsum! Ich empfand einen Frieden, eine Ruhe, wie ich sie allen Menschen gönnen möchte. Im Orangengarten wurde es am zeitigsten Nacht; die Dunkelheit schlich sich zwischen die Bäume hinein, jedes Blatt wurde wie schwarzer Sammet, über welchem die herrlichen Feuerfliegen schwebten; die Lichter flimmerten von den weißen Häusern Setubal's her, die

hohen Sanddünen gegen das dunkelblaue Meer hin waren noch sichtbar, und in einem Nu blitzten die Sterne hervor. All' diese Schönheit kann nicht gemalt, nicht mit Worten gegeben werden.

Ein enges Thal, mit Weinreben bewachsen, durch welches ein kleiner Fluß unter blühenden Granaten dahinströmt, bildet die Grenze zwischen der Villa und dem alten Trappistkloster Brancanas, welchen Namen es nach seiner Stifterin Donna Branca Anna trägt. Hier wie überall in Portugal und Spanien wurden die Mönche bei der Revolution fortgejagt. Ein armes Ehepaar wohnt jetzt im Kloster und beaufsichtigt das große verlassene Gebäude; nur ein hölzerner Stecken verschließt das Thor; in der Kirche wird nicht mehr Gottesdienst gehalten, derselbe findet in einem der kleinen Zimmer in der Villa O'Neill's statt, und hat dasselbe nicht Platz für Alle, so knieen die Andächtigen im Garten vor der geöffneten Thüre der Capelle.

Unser Nachbar Martinez hatte die Schlüssel zur Kirche, zu den Zellen und Sälen des Klosters; mit ihm besah ich dieselben; ringsum, indem man die Scheidewand zwischen den beiden nächsten Zellen eingerissen hatte, war aus diesen ein großes Zimmer geworden mit der herrlichsten Aussicht, theils über die Orangengärten des Thals, theils nach Setubal, nach der Bucht und dem offenen Meer hin. Oben lagen noch unverändert die Zellen der Novizen; sie sahen wie Gefängnisse mit kleinen Guclöchern aus. Hier hoch oben, gegen den inneren Klosterhof hinaus, ist

ein großer, verschlossener Spaziergang, traurig und öde; man geht in einem langen Grabe, man denkt hier nur an Tod und Grablegung; aber wird das Thor nach dem Balcon hinaus geöffnet, dessen Wände und Bänke mit porzellanenen Fließen geschmückt sind, dann strömen Licht und Orangeduft herein und man hat den herrlichsten Anblick, der jedoch noch ausgedehnter von dem flachen Dach des Klosters über die Zellen der Novizen hin ist. Noch interessanter wurde mir hier Alles, als ich später zu Fuße, zu Wagen, oder auf meinem Esel mich fern und nahe im Thale und auf den Bergen getummelt hatte, jeder hervorragende Punkt war mir nun ein bekannter Ort, dessen ganzer Schönheit ich mich erinnerte. Der Klostergarten mit seinen Cypressen und Korkbäumen ist durch keine Mauer und keinen Zaun von den umliegenden Gärten getrennt; in den groß ausschauenden Landhäusern wohnt nur die Gärtnerfamilie, der Eigenthümer liebt es in der Regel, in der Stadt zu bleiben.

An der Bergseite Brancanas war ein dichtes Gebüsch, welches sich sonderbar genug, während der ganzen warmen Sommerzeit, grün hielt; über dem Gebüsch liegt eine Windmühle neben der andern. Die Gärten im Thale prangen mit Citronen- und Apfelsinenhainen, die mit Alleen von Weinlaub abwechseln, deren Zweige sich an gemauerte Bogen stützen; die Granatbäume standen in ihrer Pracht mit den feuerrothen Blumen und glänzenden grünen Blättern, die Magnolien prangten mit großen glänzenden, weißen Lotusblüthen.

O'Neill's Sohn Carlos und ich besuchten ein kleines ödes Kloster an der Bergseite unter Palmella; wir ritten von dort bis an die Festung hinauf; die Landstraße hier, früher die einzige zwischen Setubal und Lissabon, war jetzt nicht fahrbar für leichte gewöhnliche Wagen, wir setzten wie über Barricaden, große Steine lagen lose umhergeworfen. Aber welcher Anblick, je höher man stieg! Tief unten die Orangengärten und Setubal, der Ocean, die ganze Bucht und der Adofluß, der sich durch das Thal schlängelt.

Es wurde winterlich kalt hier oben, der Wind war durchdringend wie an einem Octobertag im Norden, ich war froh, daß ich meinen dicken Winterrock bei mir führte und anziehen konnte; endlich befanden wir uns unter den verfallnen Mauern der Festung und die Aussicht gegen den Norden hin eröffnete sich; vorn die Korkwälder gegen den Tejo hinab, an dem entgegengesetzten Ufer Lissabon von der sinkenden Sonne beleuchtet, die Berge um Cintra in die blaue Luft emporragend. Es war nicht leicht, sich von diesem Anblick loszureißen; aber es wurde Abend, wir mußten heimwärts kehren; das Pferd, welches mein junger Freund Carlos O'Neill ritt, machte dreiste Sprünge über Abhänge und Untiefen, während ich auf dem breiten Wege blieb, der aber auch halsbrechend genannt werden konnte; wir sangen unsere Lieder, die Luft wiederhallte von portugiesischen und spanischen, dänischen und schwedischen Melodieen; so bald wir schwiegen, ruhte ein sonderbares Schweigen auf der ganzen Gegend;

die Dunkelheit drang aus dem Dickicht hervor; hier schien die Scenerie einer ganzen Räubergeschichte vorhanden zu sein, und allerdings haben sich hier mehr wie eine entfaltet; vor noch nicht zehn Jahren gehörte diese Gegend zu einer der berüchtigsten; man erzählte mir von einem jungen Gutsbesitzer, bekannt wegen der Dreistigkeit, mit welcher er sich bei den Stiergefechten zwischen die Hörner des Stiers warf und sich emporheben ließ, wegen der Verwegenheit, die er auf der Wildschweinjagd zeigte; er hatte es einst ganz allein mit einem Eber aufgenommen, Beide stürzten zu Boden, und erst dort gelang es ihm, das Thier mit seinem Messer zu tödten. Als die Räuber noch hier ihr Wesen trieben, ritt er eines Tages mit seinem Diener auf die Jagd, dieser sah von Ferne zwei Menschenköpfe aus dem Gebüsch herauslugen und machte seinen Herrn darauf aufmerksam. „Das hat nichts zu sagen," antwortete dieser; aber unter seinem Manta machte er das Gewehr zurecht, und als sie sich näherten, rief er: „Wer seid Ihr? Antwortet oder ich schieße!" Es folgte keine Antwort und die Kugel ging durch die Brust des Räubers, bevor dieser sein Gewehr abschießen konnte; der zweite Räuber schoß nun, und flüchtete, aber in demselben Augenblick traf ihn ein neuer Schuß des jungen Gutsbesitzers in den Rücken. Es war damals zur Zeit des Unfriedens, jetzt ist es hier sicher, nur von hoch oben aus den nördlichen Provinzen hört man vereinzelt von Räubern und ihrem Wesen.

An einem der folgenden Tage machte ich bei

warmem Sonnenschein einen größeren Ausflug auf den naheliegenden Mont Luis. Carlos war zu Fuß und führte sein Gewehr bei sich in der Hoffnung auf Jagdbeute, ich saß auf meinem Esel. Von den Weingärten, die von hohem dicken Rohr umzäunt sind, gelangten wir auf pfadlose Felder, mein Esel wollte durchaus nicht vorwärts, Carlos mußte ihn an dem Zügel führen und unwillig erstieg er den Bergpfad, welcher nur zu erkennen war, wo der Regen herabgeströmt hatte; bald stand uns Haidekraut, bald eine große blühende Distel mit schönen blauen Blumen entgegen; je höher wir kamen, desto reicher wurde die Vegetation, hier wuchs in Menge eine Art dornloser blaßrother Rosen, die verschiedensten Arten von Haidekraut, ein Reichthum von mir unbekannten Blumen und stark duftendem Grün; aber Weg und Steg verschwanden ganz, die Steine rollten herab bei den Tritten des Esels, er konnte nur mühsam steigen, immer geführt und angetrieben von Carlos, welcher wiederholt strauchelte und dadurch den Gewehrlauf immerzu in die Nähe meines Gesichts brachte. „Ist es geladen?“ fragte ich. „Ja!“ antwortete er und hob das Gewehr, aber bald senkte es sich wieder; doch ringsum war so viel Herrlichkeit zu schauen, daß ich das Schlüsselloch des Todes vergaß.

Einzelne Wolken lagen schwer über dem Monte Arrabida und sandten Finsterniß in das zwischenliegende Thal hinab. Je höher wir hinauf gelangten, desto höher erhob sich am Horizonte der weitgedehnte Ocean. In der ganzen Natur herrschte ein Ernst, eine Stille,

welche von keinem Vogel unterbrochen wurde, es war wie vor der Erschaffung der Thiere. Mehrere Male mußte ich mich von dem mächtigen Anblick abwenden, weil mein Esel dicht an dem jähen Felsenabhang ging und mir ein wenig schwindelte beim Hinausschauen über die Tiefe.

Erst nach einem Ritt von einer Stunde gelangten wir wieder abwärts auf sichtbaren Bergpfaden; wir wurden ein einzelnes Haus gewahr, wohin wir steuerten, um dem Esel Trinkwasser zu verschaffen; wir übergaben ihn dem Bauer, der ihn an einen großen blühenden Lorbeerbaum band. Carlos meinte, er würde zum Schuß kommen, ich folgte ihm zu Fuß durch das Weinfeld in den dichtbelaubten Wald, wo ein klarer Bach sich schlängelte und kleine Wasserfälle über die Felsblöcke bildete. Der ungewohnte lange Ritt und die etwas mühsame Wanderung über den ungeebneten Erdboden hatten mich ermüdet; Carlos eilte ohne Aufenthalt vorwärts und machte mir den Vorschlag, daß ich zurück bleiben möge; hier sei grade ein schöner moosbewachsener Platz zwischen Myrthen und Krausemünzen, er werde sich schon hierher zurück finden; und bald verschwand er im Gebüsch.

Unvergeßlich sind mir die Minuten, die ich hier, fern von Allen, ganz allein, in dieser Stille, dieser Waldeinsamkeit, verbrachte. Ich dachte gar wenig an Räuber oder Eber; die letzteren waren hier zu fürchten. Ich fühlte mich so von der ganzen Naturschönheit erfüllt, in dieser leichten, milden, warmen Luft, es war

wie ein Gottesdienst in der großen fremden Natur, ich empfand eine Sicherheit in Gott, ich fühlte mich selbst in der weiten Welt der Heimath nahe, und Gott sprach zu mir aus Luft, aus Baum und Blüthe, in mir und rings um vernahm ich seine Stimme.

Ich ruhte einige Minuten, dann überkam mich die Lust, mich tiefer in den Pinienwald hineinzuwagen; ich dachte: wenn du auch Carlos nicht wiederfindest, so wirst du dich jedenfalls nach der Hütte zurück finden, wo der Esel steht. Bald verdichtete sich das niedrige Gebüsch des Waldes, hier war ein Reichthum von blühenden Myrthenhecken; alte Bäume hoben ihre Kronen hoch empor; der Pfad, den ich dahinwandelte, verengte sich, auf kurze Strecken verschwand derselbe ganz, ich dachte schon daran umzukehren, als ich vor mir, auf einem großen moosbewachsenen Felsenblock, neben welchem ein dahinfließender Bach ein helles Bassin bildete, meinen jungen Jäger erblickte, der sich ausruhte; es war ein lebendes Bild, voll Harmonie; das sonderbare Gemisch von Süd und Nord, welches die Pflanzenwelt hier darbot, zeigte sich auch in seiner ganzen Gestalt, das kecke mannhafte Antlitz, von der Sonne gebräunt, das rabenschwarze Haar, die schwarzen Augenlider, die ganz hellen blauen Augen und das traurige Lächeln um den Mund, vielleicht während der letzten Monate entstanden; die einzige Schwester, nur vierzehn Jahre alt, des Hauses Schatz und Liebe, hatte Gott zu sich gerufen; das hatte den Sonnenschein in dem früher so fröhlichen Hause der Eltern getrübt, das Lächeln um den Mund des Bruders ausgelöscht.

Ich zog ihn aus der stillen Einsamkeit fort; wir begaben uns auf den Rückweg; es zeigten sich Vögel in der Luft, mein junger Begleiter fröhnte seiner Jagdlust und war mir bald wieder aus dem Gesicht; ich ließ die Zügel meines Esels schießen, der kannte den Weg besser als ich, und als ich endlich das Kloster Brancanas erblickte, wußte ich, wie ich das Thier zu lenken hatte, um nach Hause zu gelangen. Die Sonne sengte, mein Esel wollte nur Schritt gehen; plötzlich blieb er stehen, spitzte die Ohren, stieß ein fürchterliches Geheul aus, bäumte sich und setzte sich in schnellsten Lauf. Eine Eselin mit einer schönen Last, einer Gutsbesitzer-Matrone, kam uns entgegen. Mein Esel machte hohe Sätze, es war schwierig ihn zum Gehorsam zu zwingen. Endlich mußte ich absitzen und ihn führen.

Von der Sonne versengt erreichte ich nach einer Wanderung von ein paar Stunden Bonegos, woselbst ein warmes Bad die Glieder wieder erfrischte.

Nach Sonnenuntergang saß ich auf der Terrasse unter der hohen Palme am Springbrunnen. Die Naturschönheit ringsum, die Anmuth des Abends, die Stimmung, in welche sie versetzte, vermag die Erinnerung zu bewahren, aber nicht wieder zu geben, und doch machte ich den Versuch, dieses Alles auf's Papier zu bringen, Verse für mich selbst und für die Freunde.

Es war St. Antonii-Fest. Am Spätabend wurden große Flammen angezündet, theils auf den Berges-

höhen, so weit man sehen konnte, theils vor den Häusern der Landbewohner in den Orangegärten; hier tanzten Mägde und Knechte um das Feuer bis in den frühen Morgen hinein. Ganz Setubal war Glanz und Glorie; die Flammen leuchteten über die Plätze hin, in den Straßen und Gassen, Raketen stiegen ringsum empor, von der Stadt aus, von den Schiffen und selbst von den gegenüberliegenden Sanddünen, wo ein einzelner Seemann oder Hirt zufälligerweise sich aufhielt.

Unser Nachbar Martinez fuhr mich und die kleine Niece des Hauses zur Stadt, damit wir all diese flammende Herrlichkeit sehen möchten. Das war eine ganz und gar halsbrechende Fahrt. Wir fuhren dahin auf der entsetzlich schlechten mit vielen Krümmungen und Biegungen versehenen Landstraße, bald in nächtlicher Finsterniß, bald bei blendendem Feuerlicht der großen Flammen vor den Landhäusern, an denen wir vorüber kamen; als wir die Stadt erreichten, ging es nur langsam vorwärts. Fast alle Menschen waren auf den Straßen; in den engen Gassen, wo hier und da St. Antonii Bild mit Lampen oder durch einen Altar mit Lichtern illuminirt war, dem Heiligen zu Ehren, herrschte großes Gedränge. Ein ganzer Zug, die Mehrzahl Seeleute, zog durch die Stadt mit Gesang und Musik, das heißt mit Flöte und Trommel, begleitet von Frauen und Kindern. In mehreren Gassen, die wir passirten, blieb uns nichts Anderes übrig, als über den flammenden Scheiterhaufen hinwegzufahren; halbnackte Knaben

sprangen fröhlich über das Feuer hin und her, glühende Kohlen und Funken flogen ringsum. Die Musik klang sehr wild, sie mahnte an die Melodien der Negertänze. Schwärmer und Raketen flogen über und unter uns dahin, sie sprühten und sprangen den gepflasterten Boden entlang, über und unter dem Wagen und dem Pferde; daß dieses nicht durchging, ist mir so unbegreiflich als daß der Wagen nicht umschlug in all diesem Feuer und all dieser Finsterniß, die mit einander abwechselten; ich war ganz darauf vorbereitet, ein Bein oder einen Arm zu brechen.

Die Stadt nahm sich Abends in dieser festlichen Beleuchtung recht lebhaft und fröhlich aus, am Tage dahingegen, wenn die Sonne sengte, hatte sie ein stilles ödes Ansehen. Ueber die Plätze schritten dann nur einzelne Menschen und nur unter großen weißen Sonnenschirmen oder zu Pferde oder zu Esel. Der größte und schönste der Plätze ist unleugbar derjenige, der den Namen des portugiesischen Dichters Bocage trägt, welcher in Setubal geboren und, wie es in der Regel der Fall ist, in Armuth gestorben ist; aber jetzt wird ihm ein Monument gesetzt, zu welchem Beiträge eingesammelt werden; Setubal ist stolz auf seinen Dichter.

Einer der jungen vielversprechenden Dichter Portugals, Portella, der hier lebt und, ermuntert von dem hochgeschätzten Castilho, einen Band Gedichte herausgegeben hat, schrieb bei meiner Ankunft einen poetischen Aufsatz in Prosa, einen Gruß an den nordischen Dichter in der Stadt des Bocage, in dem Localblatt der Stadt.

Setubal nimmt sich am schönsten von dem Meerbusen gesehen aus; so sieht man die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung mit den etwas baufälligen Häusern; hier nach dem alten Fort zu, liegt das Haus der Brüder Carlos und Eduard O'Neill mit Comptoir und hängendem Garten; ein echtes altes Consulatgebäude. Man betritt es durch eine Art Vorhalle, eine breite palastmäßige Treppe führt zum Comptoir hinauf; Corridor und Treppengang sind mit den Wappen fast aller Länder, auf Holzscheiben gemalt, als Consulatwappen, geschmückt. Das war eine ganze Bildergallerie, ein Congreß von Mächten, England, Rußland, Preußen, Frankreich, Dänemark, Schweden, Norwegen, der Kirchenstaat, ja ich glaube es fehlte kein europäisches Land, auch die Vereinigten Staaten von Amerika waren hier durch Wappen und Flagge repräsentirt.

Setubal hat Garnison; in dem alten Fort ist eine Caserne; das Militair bestand, so weit ich es sah, aus jungen Menschen, gebräunt von der sengenden Sonne. In einem großen öffentlichen Garten außerhalb der Stadt, in welchem ein Musikcorps Sonntags Nachmittag spielte, zeigte sich ein Stückchen Volksleben, aber nicht lärmend und feurig, wie sonst bei den Südländern; die guten Bürgerfrauen saßen ernst und still auf den Bänken, die Männer bewegten sich lebhafter und gingen in den Gängen auf und nieder. Lärmende Fröhlichkeit sah ich nur bei dem erwähnten St. Antonii-Fest und bei einem großen Stiergefecht, welches am St. Peterstag in dem zwischen der Stadt und der Eisenbahnstation errichteten Amphitheater stattfand.

All das Barbarische und Blutige, welches ein Stiergefecht in Spanien darbietet, ist bereits bei dem Wechsel zum Besseren, unter Don Pedro, weggefallen; die Hörner des Stiers werden umwickelt, damit sie die armen Pferde nicht tödten sollen.

Das Amphitheater ist ein großes viereckiges Gebäude, mit Logen durch drei Etagen, alle unter Dach, die Arena dagegen ein Achteck unter freiem Himmel. Die Mehrzahl der Leute, die ich hier versammelt sah, waren kleine Bürgersleute, Bauern und Fischer, die Logen waren überfüllt, und boten einen außerordentlich bunten Anblick dar. Das Orchester spielte spanische Boleros; ein salongekleideter, wohl frisirter junger Herr erschien zu Pferde in der Arena und grüßte nach allen Seiten; der Stier wurde hereingelassen, und lange dauerte es nicht bis ihm ein Pfeil in die Seite des Halses gejagt wurde. Zwei junge Landleute, welche diesen Stiergefechten vorstanden, traten auf und zeigten sich als wohlgeübte Banderilleros; es waren schöne Männer, in Sammet und Gold gekleidet und dazu wohl frisirt, als gingen sie zum Ball. Außer diesen waren noch drei ältere Banderilleros und einige Bauern in weißen Hosen und Jacken von großblumigem Zeug. Wie in Spanien, so auch hier, wurde nach dem Kampfe die Barriere einer Schaar gezähmter Stiere geöffnet, welche Glocken um den Hals hängen hatten; diese holte die streitbaren Stiere heraus, die brüllend und bluttriefend durch die vielen Pfeile, die ihnen durch die Halshaut gestochen waren, den Kampfplatz verließen. Neu war mir, und

hatte ich in Spanien nicht gesehen, daß die Bauern, welche die Stiere von der Campagne hierher geführt hatten, gleichfalls ihre Dreistigkeit an den Tag legten. Sie legten sich vor die Stallthüre oder legten sich auf den Boden und ließen sich nun von dem Stier angreifen, wußten aber durch einen Sprung oder eine schnelle Schwingung sich dem Stoß des Thieres zu entziehen und sich zwischen die Hörner desselben zu legen, worauf der Stier zum allgemeinen Jubel eine Strecke mit ihnen davonlief. Die anderen Bauern packten nun den Stier an Hörnern und Schwanz, brachten ihn zum Stehen und befreiten ihren Kamerad. Das rasende Thier trat jedoch einen der dreisten Bauern dermäßen, daß er hinweggetragen und vom Arzt zur Ader gelassen werden mußte.

An dieser Art des Stiergefechts nahmen auch Privatleute Antheil, und man erzählte, daß der vertriebene Don Miguel grade hierin große Verwegenheit gezeigt und mit jubelndem Beifall vom Volke beklascht worden sei.

Nur so, bei festlichen Gelegenheiten, sah ich etwas von der Volksmenge der Stadt, es sei denn in den Kirchen, und von diesen muß ich mit ein paar Worten der Jesuskirche Erwähnung thun, welche eine der schönsten kleineren Kirchen ist, die ich gesehen habe. Sie hat etwas so luftiges und helles an sich, jede einzelne Säule hier wird von drei anderen schlanken und geschmeidigen gebildet, die einander spiralförmig umschlängeln; der künstlich geschnitzte Altar strahlt von Vergoldung, der

ganze untere Theil der Mauer und der Wände ist mit porzellanenen Fließen bekleidet, an welchen sich fromme Bilder zu einem ganzen Legendenbuch befinden; unter den Oelgemälden der Kirche sind zwei von dem größten und berühmtesten Maler Portugals, Gran Vasco; sie schienen mir in Zeichnung und Farbe an Holbein zu erinnern.

In der Bucht lagen mehrere Schiffe mit Flaggen verschiedener Nationen, und einzelne Boote gehörten Leuten in Setubal. Von dem Boote Eduard O'Neill's wehte der Danebrog, es war ein kleines hübsches Fahrzeug; ein ähnliches besaß der Portugiese Herr Arenz, ein Mann, der mir durch sein Sprachtalent interessant wurde; er sprach ganz vortrefflich Dänisch, und war doch niemals in Dänemark gewesen, ja niemals außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes. Die Beziehungen, in welchen er zu dänischen, norwegischen und schwedischen Schiffern stand, hatten es ihn gelernt, sich die Sprachen ihrer Länder anzueignen und mit den drei Nationen in ihrer Muttersprache zu reden.

Am Quai lagen große Schifferboote, die Einem rudernd oder segelnd nach Belieben zu Diensten standen, wenn man etwa das Pompeji Setubals, das verschwundene, nun halb ausgegrabene Fischerdorf Troja besuchen wollte, oder den mehrere Stunden von hier, dem Ocean zu liegenden Monte=Arrabida mit dem verfallenen Trappistkloster und der wunderlichen Höhle sehen möchte.

An einem schönen sonnigen Tage, aber leider ziemlich spät, die Fluthzeit näherte sich bereits, bestieg

ich mit Carlo O'Neill und seiner Familie eins dieser Boote, von mehreren kräftigen Seeleuten gerudert. Wir saßen unter einem ausgespannten Sonnensegel, das Fahrzeug steuerte hinaus in das offene Atlantenmeer und schwankte nicht wenig, das salzige Wasser spritzte über uns dahin. Setubal und die ganze Küste, an der wir vorüber schaukelten, bot einen schönen Anblick. Zuerst kam die lange Reihe weißer Häuser mit grün angestrichenen Altanen, rothen Thürmen und Thoren. Die Kirchen sahen nur wenig über die Häuser empor, die Schiffe flaggten im Hafen, es waren russische, französische und spanische. Die Stadt lag hinter uns; ein Bild löste das andere ab, hier ein altes Kloster, dort ein verlassenes, mächtiges Castell; ich sah die riesigen Aloestauden an der Landstraße und auf der Bergeshöhe eine Windmühle neben der andern. Wir sahen das Kloster Brancanas, unsere Villa Bonegos, St. Luis und Palmella.

Nach Verlauf von etwa einer Stunde näherten wir uns dem hervorspringenden Felsen, auf welchem, höchst malerisch am Ocean, ein Castell mit einer kleinen militairischen Besatzung liegt, welches die Einfahrt nach Setubal schützen soll. Die Brandung schlug an den Felsen und die niedrigen Mauern an, wir mußten uns entfernen; das Boot schoß vorbei, und vor uns und um uns lag das große offene Weltmeer. Wie ausgedehnt, wie still, und doch welche Brandung gegen die Küste und über die vielen Sandriffe dahin. Durch diese steuerten wir auf den ernst aussehenden Felsenrücken

Monte-Arrabida. Lange Wogen, schimmernd weiß, hoben uns, wir hatten noch fast den halben Weg bis an die finstere Felsenküste. Die Luft war hell und durchsichtig, wir sahen deutlich am Bergesabhang das verlassene Trappistkloster, einst heilig und geehrt, stets einsam, stets mühsam zu erreichen. Die Besucher wählen am liebsten den Seeweg, denn von der Landseite finden nur die sicher kletternden Fußgänger und das vorsichtige Maulthier Pfad und Halt. Das Kloster in seiner Verlassenheit und Einsamkeit ist wohl einer mühsamen Reise werth, und doch wird es nur dann und wann von einem einzelnen Fremden besucht. Merkwürdiger als das Kloster selbst ist die große Tropfsteinhöhle unterhalb am Meeresspiegel; die hochgepriesene Großartigkeit und malerische Schönheit derselben ist erstaunenswerth.

An diesen Felsen scheiterte ein Schiff, welches ein gemaltes Bild der Mutter Gottes an Bord hatte; bei der Strandung hob es sich von der Leinwand ab, schwebte und leuchtete zur Rettung hoch von dem Felsen herab, und dort wurde das Kloster erbaut und war das Bild zu sehen. Unter dem Kloster, aus dem tiefen rollenden Meer erhebt sich die wunderbare Grotte, eine ganze Felsenkirche mit phantastischer Kuppel, herabhängenden Orgelpfeifen, Säulen und Altar; hierher glitt zu Zeiten des Klosters der Fischer in seinem Boot, wenn er vom Fang zurückkehrte, hier legte er als Opfer einen Theil der gefangenen Fische nieder, sprach still sein Gebet und ließ dann das Boot wieder hinaus-

gleiten aus der lautlosen Kirchenhalle, woselbst stets eine Lampe brannte. Wir näherten uns der Grotte bis auf anderthalb englische Meilen, alle Umrisse des Felsens waren zu sehen, aber die See rollte immer stärker über die Sandbänke, die Fluthzeit führte die Herrschaft, ich mußte umkehren, mußte es aufgeben, in die seltsame Höhle hinein zu gleiten, das einsame Kloster zu erreichen, um welches die Seevögel kreisen und wo das Wild von keinem Jagdhorn aufgeschreckt wird.

Wir kehrten zurück, aber nicht nach Hause; wir steuerten auf den Isthmus hin, um die Ueberreste der vom Sande verschütteten Stadt Troja zu sehen, welche die Phoenicier gegründet und wo später die Römer gewohnt und das Salz in derselben Weise wie heutzutage gesammelt haben; die großen Behälter bezeugen das.

In der ältesten Zeit soll das Meer ganz hoch östlich eingeschnitten haben; die jetzige Einfahrt ist durch eine große Ueberschwemmung entstanden, welche die frühere versandete. Alle Bewöhner müssen geflüchtet sein, man meint, sie sind zuerst auf die Bergeshöhe gezogen und haben dort das jetzige Palmella angelegt, sind später aber nach dem Meeresufer gezogen und haben dort das heutige Setubal gegründet.

Ueber eine Stunde verstrich, ehe wir die Sanddünen erreichten; diese sind mit Gebüsch, Disteln und Blumen bewachsen, die in unseren Treibhäusern prangen könnten. An dem Ort, wo wir an's Land stiegen,

lagen große Steinhaufen, entstanden durch die ausgeworfene Ballast von Schiffen, die hier in der Bucht Salz als Ladung eingenommen hatten. Hier lagen so viele große und kleine Steine aus aller Welt Enden, aus Dänemark und Schweden, aus Rußland wie aus China, man könnte hierüber ein ganzes Märchen schreiben. Der Wind blies zwar, wehte aber doch nicht Kühlung genug in den sengenden Sonnenschein hier zwischen den Dünen. Eine große Ausgrabung war begonnen, aber wieder eingestellt, aus Mangel an Geldmitteln; die Ausbeute war auch nicht groß gewesen, aber man sah doch den Unterbau von Häusern, Mauern, die mehrere Ellen hoch waren, Ueberreste einer ganzen Straße; in dieser befand sich eine noch einigermaßen erhaltene Badekammer, deren Fußboden von Mosaik, die Wände von marmornen Platten waren. Weit in's Wasser hinaus lagen Stücke von antiken, zerbrochenen Krügen, und große Mauersteine, auch alte Münzen waren hier aufgefunden.

Wir verbrachten etwa eine Stunde hier in dieser Oede; keine Hütte war zu sehen, die Sandberge erstreckten sich nach dem offenen Meere hinaus. Auf dem Rückwege ging die See hoch, mehr als eine Stunde verstrich, ehe wir in die Bucht von Setubal hinübergelangten. An dem Landungsplatz lagen mehrere Boote mit Salz in großen Stücken beladen, als seien es Eismassen für den Sommerbedarf.

Der Wagen harrte unser, die Zeitungen harrten; nach diesen namentlich griffen wir, um zu erfahren

wie es in der Welt aussehe. Das schöne unglückliche Spanien, wie standen die Sachen dort? Deutschland war sein eigener Kriegsschauplatz, dort waren die Eisenbahnen abgebrochen, der Kampf begonnen; während dort das Blut floß und Todesseufzer klangen, ruhte der Segen des Friedens über dem fernen, abgeschlossenen Portugal; ich vernahm und genoß diese Ruhe, diese Schönheit, diesen Frieden.

Wie schön, wie still, wie traumeinladeud war der Abend! Die Sterne funkelten, es flammten Freudenfeuer in den großen Orangegärten, die Jugend tanzte. In Begleitung einiger jungen Freunde besuchte ich einen Tanzplatz, und als ich später allein unter Granatbüschen nach Hause ging, senkte das ganze Bild sich in meine Seele hinab, um immer da zu bleiben.

An einem der ersten Tage pflanzte ich vor unserer Villa, in der Nähe der hohen Palme, einen kleinen nordischen Nadelbaum. Derselbe wird wachsen, und der Nordwind wird einen Gruß aus dem Norden hineinsausen.

Dahinauf führte mich mein Weg bald. Ich hatte schon einen Monat hier in Setubal verbracht, dieser und die fünf Wochen auf Pinieros war mehr als die Hälfte der Zeit, die ich für den Aufenthalt in Portugal bestimmt hatte; wollte ich somit vor der Abreise Coimbra und Cintra besuchen, so mußte ich fort oder mich dazu bestimmen, hier zu überwintern.

Für den Augenblick sah die Rückreise mühsam

aus; entweder ich mußte wieder mit der Diligence durch das sonnenheiße unruhige Spanien, oder mit Dampfschiff von Lissabon nach Bordeaux; wie würde sich die Reise weiter stellen? Welche Dimensionen mochte der Krieg in Deutschland nehmen, würde Frankreich mit in denselben verwickelt werden; würde ich gezwungen sein, den ganzen Seeweg von Frankreich nach England, nach Norwegen hinauf zu machen, um von dort nach Hause zu gelangen. Einen Augenblick war ich gesonnen, in Portugal zu bleiben und die Zeit mit anzusehen, einen andern Augenblick kam mir der Gedanke an das Sprichwort, daß selbst ein lieber Gast zu lange im fremden Hause sitzen kann. Ich hatte zwar noch nie die Wahrheit dieser Worte an mir erprobt und würde sie ganz gewiß auch hier nicht erprobt haben, aber das Wort war mir einmal in den Sinn gekommen. Ich dachte so lange über die Beschwerlichkeit der Seereise und über Alles, was Einem in einer kriegerisch bewegten Zeit begegnen könnte, daß meine doppelte Natur, Furcht vor der Gefahr und Lust sie zu bestehen, stark aufgeregt wurde, und, wie immer, tödtete der Wille die Furcht. Ich faßte den Entschluß, Portugal Mitte August zu verlassen und deshalb während der wenigen Wochen, die mir noch übrig blieben, mich in dem schönen Lande recht umzuschauen.

Nicht mit leichtem Herzen konnte ich den Freunden auf Dos Bonegos, diesen liebenswürdigen Menschen, dieser trauten Heimath, dieser reizenden Natur Lebewohl sagen. An dem letzten Abend begab ich mich in

den Klostergarten Brancanas hinein; hier herrschte eine Stille, eine Einsamkeit, ein erfrischender Duft von Baum und Gebüsch, die Sterne funkelten; mein Gemüth war schwer, mein Herz voll Wehmuth.

Am frühen Morgen begleiteten Carlos O'Neill und Sohn mich auf Eisenbahn und Dampfschiff nach Lissabon; am Abend war ich auf Pinieros.

Von der Gartenmauer aus sah ich im Horizonte gegen den Süden in Schattenumrissen Palmella, St. Luis und die ganze Bergstrecke Monte-Arrabida, jetzt mir ein Heimathland, welches ich kannte und liebte. In den äußeren Straßen Lissabon's flimmerten die Laternen, als sei dort große Illumination; Wagengerassel, Lärm und Rufen, tönten hier in die Stille hinaus; ich blickte nach der Stadt und der großen Wasserleitung über das Alcantarathal, bald würde ich auch, und wahrscheinlich für immer, dieser Heimath Lebewohl sagen. Alles fliegt dahin und wechselt.

Auf Pinieros hatte die Natur sich ganz verändert während des Monats, wo ich abwesend gewesen war. Das Gras ringsum war versengt, die Blumen des Gartens verweht, die Passionsreben hingen mit großen Samenkapseln herab wie grüne und orangegelbe Eier zwischen dem dunklen Laub. Auf dem Felde draußen lag das Getreide gemäht auf einem

dazu eingerichteten Platz, es sollte nicht gedroschen, sondern von Ochsen ausgetreten werden. Die ganze Campagna bot ein einziges Stück gelbes Land dar, nur die Cypressen, Feigen- und Oelbäume brachten Abwechslung.

V.

Besuch in Aveiro und Coimbra. Die Reize von Cintra. Abschied von Pinieros.

Ich sollte die Universitätsstadt Coimbra sehen und außerdem eine noch nördlichere Stadt, Aveiro. George O'Neill war durch Geschäfte abgehalten; sein Bruder José wollte die Reise mitmachen; wir hatten Eisenbahn sogar bis Oporto.

In guter Laune und bei schönem Wetter fuhren wir längs des Tejoflusses dahin, welcher sich von Lissabon aus wie ein See nach den Städten Salvaterre und Benavente hin ausbreitet, darauf aber immer schmäler wird mit großen Sandbänken, welche die Schifffahrt erschweren; plötzlich lenkt der Fluß ostwärts und verschwindet bei Estrella, den Bergen, welche die Grenze zwischen Spanien bilden; auf diesen lag noch der Schnee.

Wir kamen durch mehrere Korkwälder; die mächtigen großen Bäume standen abgeschält da. Die frischen grünen Reisfelder mahnten an unsere Getreidefelder im ersten Frühjahr. Waldhöhen, einzelne Ruinen,

Gruppen von Menschen verliehen der Landschaft Abwechselung. Im Schatten malerischer Olivenbäume lag eine Heerde und ein Schweinehirt, ein vortreffliches Bild zu der biblischen Parabel. Er saß da und verzehrte sein Brod und seinen Käse, trank Wasser dazu, nicht Wein, so genügsam ist der portugiesische Bauer.

Durch Wald und Gebüsch erreichten wir auf der Eisenbahn von Lissabon das malerisch liegende Coimbra, wo das eine hohe Haus über das andere emporragt, umgeben von Garten und Wald, dicht an dem breiten Mondegofluß. Wir machten aber nicht Halt, erst auf der Rückfahrt wollten wir die Universitätsstadt Portugals kennen lernen.

Eine kleine Strecke nördlich von Coimbra hörte der Wald auf und die Gegend wurde flach. Bei Aveiro befindet man sich ganz in einem portugiesischen Holland, sumpfig und flach, mit gegrabenen Canälen; aber die holländische Ueppigkeit und Frische fehlt.

Zu alten Zeiten war die Gegend hier fruchtbar und gut, aber allmählich, nachdem die Mündung des Flusses Vouga versandete, gestaltete sich bald die flache Landstrecke meilenweit zu Sumpf und Morast, und dadurch zu dem ungesundesten Theil des ganzen Landes. Im Jahre 1801 begann man einen Canal zu graben, welcher im Jahre 1808 vollendet war. Das Wasser bekam wieder Ablauf, die Gegend wurde wieder gesund und wohnbar; der Canal wurde ganz zur Stadt hinaufgeführt, die von dem Fluß Vouga in zwei Hälften getheilt wird.

Das flache Land, die vielen Boote, Aveiro selbst und das nahe, sandige Ufer ließ mich an unsere nördlichen Städte an der Westküste von Jütland denken; die graue Luft, der feuchte Nebel, welcher auf der ganzen Landschaft ruhte, trug dazu bei, mich in dem Norden und nicht in dem warmen schönen Portugal zu wähnen.

Als wir ankamen, senkte sich der Nebel, naß und rauh. Es war gerade zur Ebbezeit, wir sahen ein morastiges Flußbett, aber kein Wasser. Die lange niedrige Wasserleitung zeigte uns ihre nassen Mauerwände. Die vielen Frauen, an denen wir vorüberkamen, waren dicht verhüllt und sahen verfroren aus in ihren großen Kutschermänteln; doch, dies muß ich gestehen, hier sah ich die ersten schönen Gesichter in Portugal, aber die weibliche Schönheit wurde nicht durch die Kleidertracht unterstützt oder hervorgehoben. Selbst ganz junge Mädchen trugen denselben Mantel wie die alten Frauen; er hing ihnen um die nackten schmuzigen Füße herab. Der Hut war von schwarzem Filz mit einem über eine halbe Elle breiten Rand; auf diese Kopfbedeckung stellten sie den großen Korb, in welchem sie Koffer und Reisetasche der Reisenden nach dem Hotel trugen. Sie waren jedoch, ungeachtet der schweren Last, lebhaft, und plauderten sowohl mit Mund als mit Augen.

Die Stadt Aveiro mit ihren Umgebungen gehörte einst dem Herzog Don Joseph Mascarenhas, welcher unter Joseph Emanuel als das Haupt einer von den

Jesuiten geleiteten Partei von Mißvergnügten angesehen und zugleich mit dem Marquis von Tavora als eines Mordversuchs gegen den König schuldig erkannt wurde. In jüngerer Zeit ist das Urtheil als ein übereiltes betrachtet worden, sechs der zum Tode Verurtheilten sind für unschuldig erklärt worden. Es war in jenem schönen romantischen Zeitalter, wie wir es im Gegensatz zu unserer humanen Zeit nennen, in welchem der Herzog von Aveiro, den Strick um den Hals auf den Richtplatz geführt, dort auf's Rad geflochten und, noch lebendig, auf den Scheiterhaufen geworfen wurde. Diese finstere historische Erinnerung ist die einzige, welche mein Gedächtniß von Aveiro bewahrt hat. Man hat diese Stadt des portugiesische Venedig genannt, allein Nichts hier, außer den gondelgeformten Lastkähnen, mahnt an die Stadt der Adria.

Mit meinen Reisegefährten trabte ich in den engen bunten Gassen umher; daß sich hier Fremde zeigten, schien fast ein Ereigniß zu sein, wenigstens erregte unsere Ankunft Aufmerksamkeit und von Thürmen und Balkonen starrte man uns drei Fremden nach. Die Stadt selbst bot nichts Bemerkenswerthes dar; der Lohndiener nannte jedoch einen Platz an der Wohnung des Erzbischofs und führte uns dahin, so auch eine Art öffentlichen Gartens, von welchem aus wir beim Besuche des folgenden Tages, während das Sonnenlicht mit dem Nebel kämpfte, die Schiffe an der Flußmündung sehen konnten.

Aveiro war kein angenehmer Aufenthalt. Glück-

licherweise waren die Geschäfte O'Neill's hier bald zu Ende gebracht, und nach vier und zwanzig Stunden verließen wir die langweilige Stadt, um das romantische, schön liegende Coimbra, die Universitätsstadt Portugals, zu erreichen.

Noch ruhte ein kalter, nasser Nebel über dem ganzen Lande, aber während wir durch die Ebene und an Höhen und Wäldern vorbei fuhren, begann die Sonne sich zu zeigen; bei der Station vor Coimbra warf sie südlich heiße Strahlen, und daß solche auch dem Volke hier innewohnten, sollten wir erfahren. Hier war ein Tummel, ein Lärmen, eine Wildheit wie bei dem Volke einer neapolitanischen Stadt. Die Droschkenkutscher stürzten sich über uns und unsere Sachen; zwei schlugen sich um einen Koffer, jeder von ihnen wollte ihn auf seinen Wagen haben; sie sahen und hörten nicht die Einsprache des Besitzers, sie rissen und rauften sich um die Sachen; Einer lief mit einem Stück, ein Anderer mit einem anderen Stück, es war wie bei einer Plünderung, es fehlte nur, daß das Messer geblitzt hätte. Es kostete uns in der That einen wahren Kampf, bevor es gelang, zusammen in einen Wagen zu kommen; mehrere Reisende saßen hier schon, wenig Platz war hier, wir saßen zusammengepreßt wie in einer spanischen Diligence, und unter fürchterlichem Rufen und Schreien fuhren wir dann längs des Mondegoflusses dahin, dessen breites Bett uns mehr den Sandboden als fließendes Gewässer zeigte. Doch, welche Frische und Waldesschönheit ringsum! Die Stadt

selbst hob sich wie die Prachtblume in dem ganzen Bouquet.

Coimbra liegt am Bergesabhang, eine Straße höher als die andere, mehrere der Häuser erheben sich drei, vier Etagen über die anderen; die Straßen sind eng, winkelig und strecken sich stets aufwärts; hohe steinerne Treppen führen durch einzelne Häuser von einer Straße in eine andere; Läden und Buchhandlungen giebt es hier die Menge. Ueberall begegnet man Studenten, bald einem einzelnen, unbedeckten Kopfes, in einem Buch lesend, bald mehrere Arm in Arm. Ihre Tracht ist malerisch und sie mahnt uns an Faust und Theophrastus. Sie besteht aus einem langen schwarzen Talar und einem kurzen Mantel von derselben Farbe. Die Mehrzahl ging entblößten Kopfes auf der Straße und längs des Mondegoflusses. Die Mütze, welche sie sonst tragen, ist groß und schwer, eine Art herabhängende polnische Mütze. Man erzählte, daß die Studenten des Winters ein Mal monatlich eine dramatische Vorstellung geben, zu welcher dann Professoren und Bürger mit ihren Frauen und Töchtern eingeladen werden. In den Straßen klingen oft die Guitarre und der Gesang zu Serenaden; die Guitarre oder das Gewehr über die Schulter jagt die fröhliche Jugend auf Miethsgäulen aus der alten Stadt hinaus in den frischen Wald, in die Berge, zu Lebenslust und Abenteuern, und das Jugendherz bringt Erinneruugen mit zurück für die kommenden alten Tage. Frisch und frei scheint das Leben sich hier in dieser paradiesischen Natur zu gestalten.

Man erzählte indeß, daß einige Studenten Coimbras während der Herrschaft Don Miguels ein wenig revoltirt hatten, und daß er sofort ein paar hängen ließ; das war zu der Zeit nichts Bemerkenswerthes.

Das Kloster Santa Cruz, welches in dem untern Theile der Stadt liegt, ist eines Besuches werth; es ist nicht bewohnt; hier ist es öde und einsam, allein die Klostergänge um den kleinen Garten herum sind so romantisch schön und haben bewunderungswürdige leichte Bogen. In der Kirche, an jeder Seite des Hochaltars, erheben sich zwei prachtvolle Grabmonumente mit den Gestalten der Verstorbenen in Marmor gemeißelt. Hier ruhen die Könige Sancho der Erste und Alfons Henriques, auch befindet sich hier ein Bild, gemalt von Gran Vasco, aber in Zeichnung und Farbe sehr verschieden von den Gemälden, die ich von ihm in Setubal gesehen hatte.

Von dem Kloster und der Kirche aus steigen die Straßen hoch hinauf nach der Universität, einem weit ausgedehnten Gebäude, welches den Höhepunkt der Stadt einnimmt. Hier oben, durch eines der höchstliegenden Thore der Stadt in der verfallenen Festungsmauer, gelangt man in den botanischen Garten, welcher reich an seltenen Blumen und Bäumen ist. Große Palmen und blühende Magnolien prangten unter einer Fülle von Laub- und Nadelbäumen. Hier war indeß kein Mensch zu erblicken und fast ebenso einsam war der schöne Weg von hier unter den alten Mauern der Stadt; üppiges Gras und frische Schlingpflanzen

wuchsen ringsum, und zur Rechten in den dortigen Gärten prangten Orangenbäume, große Cypressen und Korkbäume. Es begegneten mir einige Studenten, alle in ihrer mittelalterlichen Tracht; ein Einzelner ging einsam und las in einem Buch, drei andere schritten in lebhaftem Gespräch einher, die Guitarre über der Schulter; ihr Auftreten in diesen Umgebungen brachte mich in Stimmung, es war als lebte ich in einem früheren Jahrhundert; eine ganze Dichtung aus jener Zeit gestaltete sich in den Gedanken, aber nicht Alles, was dort sich gestaltet, gelangt auf das Papier.

Der Weg führt zum Flusse hinab, woselbst, mitten im Strom ein paar Holzbuden lagen, die als Badehäuser dienten. Frauen mit aufgeschürzten Röcken wateten hinüber, um nicht den längeren Weg auf der alten, über viele Bogen sich hinstreckenden Brücke zu gehen bis an das auf dem jenseitigen Flußufer liegende Nonnenkloster Santa Clara, ein außerordentlich großes Gebäude dicht neben La Quinta dos lagrimas. Im Garten dort liegt noch, halb eine Ruine, das Schloß, wo die schöne unglückliche Ines de Castro mit ihren unschuldigen Kindern ermordet wurde. Es ist genugsam bekannt, daß der portugiesische Infant Don Pedro die schöne Ines ehelichte, die gleichfalls aus königlichem Geblüt war; die Ehe war indeß eine geheime, Don Pedro wagte nicht, es seinem strengen Vater zu gestehen, und dieser, von dem Geschehenen benachrichtigt, zwang ihn, eine Andere zu ehelichen und ließ Ines und ihre Kinder ermorden. Das geschah in diesem Garten=

gebäude. Der Vater starb bald darauf, und nun ließ Don Pedro, welcher König geworden war, die Leiche seiner geliebten Ines aus dem Sarge heben, ließ sie mit königlicher Pracht ankleiden und auf den Thron setzen, und der ganze Hof mußte vor der Todten knieen und ihre Hand küssen.

In Quinta dos lagrimas, wie der Garten rings um das Gebäude heißt, rieselt noch die Quelle, wo Ines und Don Pedro so oft saßen unter den hohen Cypressen; noch werfen diese ihren Schatten hier bis auf einen Baum, in welchem eingeschrieben stand: En diy ombra a Ignes formosa. Der Baum fiel in einem Sturm, die Quelle wird auch einmal zu rieseln aufhören, aber die Verse von Ines in Camoens Lusiade werden niemals untergehen; sie sind in einer marmornen Platte an der noch lebendigen Quelle eingegraben und sagen uns, aber in klangvollen Worten und melodischen Rhythmen, die wir nicht wiederzugeben vermögen: „Die Töchter Mondego's weinten lange Zeit, eingedenk der Thränen, die hier vergossen sind; sie verriethen es der klaren Quelle und gaben ihr einen Namen, der noch besteht: Das Glück der Liebe. Das fand sie hier. Siehst du wie frisch die Quelle sprudelt, wie sie die Blume bethauet? Die Quelle ist Thränen und ihr Name ist: „Das Glück der Liebe“.

Schon an demselben Tage, an welchem ich eintraf, bekam ich am Nachmittage Besuch von dem Professor der Literaturgeschichte, einem geborenen Schleswiger, von welchem ich erfuhr, daß einzelne meiner Märchen,

z. B. „Die schönste Rose der Welt“ in's Portugiesische übersetzt waren, und daß er und ein junger Gelehrter in Coimbra daran dachten, Mehreres nicht nur von meinen Schriften, sondern auch von Ingemann's historischen Romanen zu übersetzen; er war der Ansicht, die dänische Literatur besitze überhaupt etwas dem portugiesischen Volke Ansprechendes.

Durch ihn wurde ich am folgenden Morgen zu den Festlichkeiten in der Universität eingeladen, woselbst ein junger Mann den Doctorhut bekam. Der Universitätssal war mit Menschen gefüllt, größtentheils Studenten. An den Seiten des Saales saßen die verschiedenen Facultäten in ihren verschiedenen Farben, Weiß und Blau, Roth und Gelb; der creirte Doctor lag knieend auf einer Erhöhung in der Nähe des königlichen Throns. Von den Seitenzimmern bis ganz in den Saal hinein waren die Balcons mit Damen gefüllt. Ein Musikcorps war in der Nähe des Eingangs auf dem Fußboden placirt. Ich wurde eingeladen, dem Feste beizuwohnen und man zeigte mir viel Zuvorkommenheit; ich sah die prachtvolle Capelle, den Thronsaal und die Bibliothek, welche in Rococcostyl aufgeführt sind, in stolzen Bogen mit Vergoldung und Deckengemälden prangend. Der Bibliothekar zeigte mir mehrere seltene Ausgaben von der Lusiade, mit guten Kupferstichen verziert. Ich sah zwei geschriebene Bibeln, in welchen mehrere Blätter nur mit kunstvollen Verschlingungen bedeckt schienen, aber, durch ein Vergrößerungsglas gesehen, war jedes Blatt ein kleines

Meisterstück von Kunst und Ausdauer; es zeigte sich, daß jede Zeile in diesen Verschlingungen geschriebene Worte waren, die Worte der Bibel in hebräischer Sprache, mit staunenswerthem Fleiß und Ausdauer ausgeführt.

An diesem ganzen Morgen und Vormittag stürzte der Regen herab, etwas Ungewöhnliches um diese Jahreszeit. Man sagte im Scherz, ich sei es, welcher ihnen einen nordischen Sommer gebracht hätte. Die Leute hielten sich unter Dach und Fach, die Straßen waren wie reißende Flüsse, Weg und Steg standen unter Wasser. So fuhr es noch fort zu regnen, als ich unter Regenschirm, von Stein zu Stein hüpfend von der Treppe an dem Universitätsgebäude herabstieg und über den Fluß hinausschaute, welcher nun Wasser bekam. Der Regen peitschte mit Wassergerten, über die Gärten und die ganze Waldherrlichkeit der Gegend lag gleichsam ein Wasserschleier gebreitet. Zwei schwarze Cypressen an der „Liebesquelle“ im „Garten der Thränen“, wie Camoens und das Volk die Quinta nennen, wo Ines getödtet wurde, standen gleich florbehängten Marschallstäben vor dem Hause, dem Sarcophag der Erinnerungen.

Coimbra ist ein Ort, wo man sich nicht nur einige Tage, sondern mehrere Wochen aufhalten, mit den Studenten zusammen leben, in die freie wunderschöne Natur hinausfliegen, sich der Einsamkeit hingeben und die Erinnerung Bilder aus Sage und Sang, aus der Geschichte des Ortes aufrollen lassen soll.

O'Neill wollte nach Lissabon, das Eisenbahnsignal ertönte, die Locomotive pustete, und dahin ging es über den Mondegofluß; noch ein Blick auf Coimbra zurück, welches mit seinen bunten Häusern als ein großes Bouquet auf der Höhe in all' dem Grünen schimmerte. Der Regen begann nachzulassen; das nasse Wetter verschaffte uns indeß den Anblick eines in dieser Gegend eigenthümlichen Costümes; die Landleute trugen Regenmäntel von Strohhalm, gelb oder schimmernd weiß, es war eine Art Strohpelz mit langen Kragen, ganz und gar aus Stroh. Als wir durch die Korkwälder fuhren, hatte der Regen ganz aufgehört, die Sonne schien roth wie Blut durch die hochstämmigen Bäume hindurch, es wurde plötzlich Abend, die Sterne wimmelten hervor, der Wind war frisch, fast kühl.

Wir erreichten Lissabon, die Gaslaternen leuchteten, die Läden strahlten, die Leute eilten nach dem Theater Maria secunda auf dem schönen großen Platz. Wir kamen an dem öffentlichen Garten vorüber, Gasflammen leuchteten dort zwischen den duftenden grünen Bäumen, die Musik ertönte, und bald waren wir zum Stadtthor hinaus und auf Pinieros, wo der spät gedeckte Mittagstisch uns winkte.

Eine Nacht oder zwei ausgeruht und dann wieder vorwärts nach einer neuen Gegend, nach dem vom Dichter besungenen Cintra.

Die schon auf einigen Karten angegebene Eisenbahn zwischen Lissabon und Cintra ist nicht zu Stande gekommen; ein paar Bahnhäuser wurden aufgeführt, aber die Bahn selbst liegen gelassen, ja, wenn ich recht verstanden habe, ganz aufgegeben. Wenn man nach Cintra will, so muß man von Lissabon aus mit Omnibus oder anderen Wagen fahren, oder Esel benutzen.

Der schönste und oftest besungene Theil von Portugal ist unläugbar Cintra. Byron nennt es „das neue Paradies". „Hier hat der Lenz seinen Thron," singt der portugiesische Dichter Garret. Dorthin wollen wir.

In dem alten Schloß der Stadt verlebt der regierende König, Don Luis, einen Theil des Sommers. Sein Vater, Don Fernando, wohnt in Penha, dem Bergschloß in den Wolkenregionen. Diplomaten und ein Theil der reichen Leute Portugals haben hier ihre Villen in der wunderbar lebensfrischen Natur, die Hotels siud mit Reisenden, theils Ausländern, theils Leuten aus dem Lande, gefüllt.

Am frühen Morgen verließ ich Pinieros, der Weg führte durch die Vorstadt Lissabons, auf offenes Feld hinaus, durch die Bogen der Wasserleitung, bald über Höhen, bald durch Thäler dahin. Alles ringsum lag dürr und welk, nur ein einzelner Cactus hier und dort zeigte Leben.

In dem ersten Dorfe, durch welches wir kamen, trafen wir auf einen wandernden Spielmann mit seiner jungen Frau; er accompagnirte auf der Violine ihren

improvisirten Gesang, ein jüngerer Mensch schlug den Tambourin. In flotten Versen besang sie die Signora der Schenkstube und ihren rothen Rock und gelbes Halstuch. Der Gesang strömte wie eine Quelle, die Worte flogen heraus wie ein auswendig gelerntes Pensum, es war ganz gewiß ein früher gemachtes Lied, in welches sie nun mit einer gewissen Uebung andere Worte als die früheren hinein setzte, umgebildet und abgepaßt für die Signora, bei welcher sie sich augenblicklich aufhielt.

Jenseits des Dorfes erblickten wir etwas entfernt einen großen Park mit einem Lustschloß. Don Miguel, welcher das Jagdleben liebte, hatte diesen Ort dem durch seine Naturschönheit hinreißenden Cintra vorgezogen. Noch zeigte sich ringsum nur magerer Boden, kein malerischer Punkt, kein Gebüsch, kein Baum; nur vor einem ärmlichen Bauernhaus prangte eine blühende Magnolie, deren dunkelgrüne Blätter in der Sonne schimmerten.

Ein leichter Nebelschleier verbarg noch das nahe üppiggrüne Cintra, aber bald erblickten wir seine ersten Vorboten: einen Garten mit mächtigen Laubbäumen. Hier lag ein großartiges Gebäude, welches vor nicht langer Zeit ein königliches Schloß gewesen war, jetzt aber einem Privatmann gehörte, der es für eine unglaublich geringe Summe Geldes gekauft hatte. Durch das Gitterthor blickten uns Blumen, Wasser und große herabhängende Baumzweige an.

Cintra gegenüber liegt Santa Maria zwischen

Felsen und Grünen wie eine kleine Stadt für sich; am äußeren Rande des Dorfes, unter hohen Bäumen, hatte José O'Neill sein Landhaus, nun meine neue Heimath. Eine breite Gartenterrasse, mit Glasglocken behangen, lag nach der Landstraße hinaus, welche sich zwischen der Villa und dem großen öden Haus des Nachbars gegenüber vorbeischlängelte. Der Besitzer war gestorben, ehe es fertig wurde, die halb vollführte, fensterlose Seite stand uns gegenüber, und hatte namentlich beim Mondschein etwas ganz Gespensterhaftes an sich. Im Hintergebäude mit Aussicht nach dem Thalgrund und über Cintra und die Campagne, wohnten Leute, aber die sahen wir nicht.

Unser Haus mit den vielen Kammern und Zimmern an der Felsenwand, über welche eine Quelle hinabrieselte, hatte seinen eigenen Garten, aber so klein, daß ein in demselben an einen Strick gebundenes Huhn ihn ganz beherrschte; man hatte von hier Aussicht auf den waldbewachsenen Fels durch zerrissene Wolken, auf das Schloß des Königs Fernando in halb maurischer, halb italienischer Bauart. Der eigentliche größere Garten, welcher O'Neill gehörte, lag eine kleine Strecke von der Villa entfernt im Thalgrund, auf der andern Seite der Landstraße. Dort unten war Kühlung, Schatten und Einsamkeit. Es war als käme ich hier in eine dänische Waldgegend; ich wanderte unter laubvollen Bäumen, zwischen Birken und Föhren; das Wasser rieselte kalt und klar zwischen üppigem Gras dahin, wo Vergißmeinnicht blühten; ich sah weiße Kleefelder,

blühenden Hollunder und Convolvolus. „Hier bin ich in Deinem schönen Dänemark!“ sagte José und sprach aus warmem Herzen seine Liebe zu dem Lande aus, in welchem er seine frühen Jugendjahre verbracht hatte. Man sagt, jede Nation findet in Cintra ein Stückchen von ihrem Vaterland, ich fand Dänemark hier; ich glaubte auch manchen lieben Ort anderer schöner Länder wieder zu finden, das rasenbekleidete Kent, die wild unter einander geworfenen Steinblöcke des Blocksberges; ich konnte mich hier an den Ufern des Genfersees und in den Birkenwäldern Leksund's wähnen. Alles wechselte wunderbar reich. Hier stand der Lorbeerbaum mit seiner schwarzrothen Frucht, hier erhoben und breiteten sich die Geranien wie große Büsche aus, und die Fuchsia stand da wie ein Baum. Von Castanien und Bananen herab hingen die Schlingpflanzen in einer Fülle, die den Süd-Amerikaner an die Wälder seiner Heimath erinnern mußte.

Gleich oberhalb des Gartens blickte man von der Straße aus über Cintra hin, dessen altes Schloß wie ein Kloster mit kleinen angeklebten Gebäuden aussieht. Die vielen kleinen Gartenterrassen prangten alle mit Springbrunnen; zwei kuppelförmige Schornsteine, nicht unähnlich Champagnerflaschen, dominiren über das ganze Gebäude, dem es an aller Schönheit gebricht.

Aber anders, schön und malerisch erhebt sich Don Fernando's Sommerschloß über die ganze Gegend. Hier oben war ehedem nur eine große Waldstrecke, die noch da ist, so wie das berühmte Korkkloster, ein kleines

Gebäude, dessen Wände mit Rinde vom Korkbaum bekleidet sind, das Schloß selbst hat seinen Ursprung aus den Zeiten des Vasco de Gama. Eines Tages während dessen ruhmvollen Zuges hielt der König eine Jagd hier oben ab, und gerade von der Stelle aus, wo das Schloß steht, erblickte er Vasco's Flotte, welche heimwärts steuerte; in seiner Freude hierüber that er das Gelübde, hier ein Kloster zu bauen; er hielt Wort, das Kloster erhob sich hier und es bildet den schönsten und malerischsten Theil des ganzen Gebäudes. Als die Klöster später aufgehoben, die Mönche verjagt wurden, kaufte König Fernando dieses Kloster und verwendete bedeutende Summen auf den Anbau und die Anlagen des Parkes.

Der ganze steigende Bergweg dort hinauf ist ein Stück Garten, in welchem Natur und Kunst einander reizend unterstützen; hier ist der schönste Spaziergang, den man sich denken kann. Derselbe beginnt mit Cacteen, Platanen und Magnolien, und endigt mit Birke und Tanne zwischen wild umhergestreuten Felsenblöcken. Geranien aller Art und aller Farben blüheten hier in großer Menge, wundersame schöne Disteln prangten dicht an den Myrthenbüschen mit ihrem duftenden Blumenschein, einsame Pfade schlängelten sich zwischen alten mit Immergrün berankten Mauern und Felsenblöcken hinauf, die in ihrem Fall natürliche Bogen gebildet hatten. Man schaut weit aus hier oben, nach Lissabon hin, nach den Bergen jenseits des Tejo; man blickt über das atlantische Meer hinaus, und wo Cintra in

der Tiefe liegt, breitet sich die große Ebene nach dem Kloster Maffra hin. Die Luft war so durchsichtig, daß ich glaubte die Fenster in dem Gebäude zählen zu können, welches doch mehrere Meilen entfernt liegt.

Die offene allgemeine Landstraße vom Hause O'Neill's bei Cintra vorüber, eine Strecke von einer ganzen Meile, lud zur Wanderung ein, es war unter Abwechselung und Schatten die herrlichste Promenade und wurde auch namentlich gegen Abend besucht. Ich ging hier oft selbst um die sonnenwärmste Mittagszeit; fast immer strich hier ein Luftzug vom Meere; Bäume, groß wie unsere Buchen und Erlen erhoben sich hier, blattvolle Schlingpflanzen hingen über Felsen und Mauern. Die Castanienbäume dehnten ihre Zweige zu einem ganzen Laubdach aus, die Trauerweiden beugten sich herab gegen den staubigen Weg.

In der Nähe von Cintra liegt eine Villa im maurischen Styl, einem reichen Brasilianer gehörend; er ließ sie gerade um die Zeit bauen als die Leute Dumas' „Monte Christo“ lasen, und nach ihm hat die Villa den Namen behalten. Von hier aus verengte sich die Landstraße noch mehr unter einem Dach von Kastanien; ein plätschernder Wasserfall schien die Kühlung zu steigern. Nun öffnet sich ein breiter Platz mit eben so schattenspendenden Bäumen vor einem Rococcogebäude, wo der Friedensschluß unter Abrantes abgeschlossen wurde. Die Wälder des Penhas hat man stets zur Linken und in der Wolkenhöhe das maurisch gebaute Schloß mit seinem großen viereckigen und

mehreren kleinen Thürmen. Hier war es paradisisch schön. — Mein Freund José liebte die Einsamkeit und blieb am liebsten in seinem stillen heimischen Hause; ich fand am meisten Freude, wenn ich mich allein umhertreiben konnte. Ganz fremd den Vielen, die hier wohnten, war ich nicht. In Cintra hielt sich eine Landsmännin auf, die Frau Vicomtesse Roboredo, eine Tochter des dänischen Admirals Zartmann; sie war mit dem letzten Dampfschiff von Bordeaux nach Lissabon gekommen und zwar in der traurigen Veranlassung, die Leiche ihres verstorbenen Gemahls der Familiengruft in Portugal zu übergeben. Durch sie wurde ich in mehrere hochadelige Häuser eingeführt, so bei dem liebenswürdigen Grafen Almeida, welcher mit Familie Palazzo Pombal, ein noch halbmaurisches Gebäude bewohnte, wo ein Springbrunnen in dem luftigen Speisesaal plätscherte und wo die Gartenterrasse mit ihrem mächtigen Weinlaubdach ein ganzer Prachtsaal zu sein schien. In Cintra traf ich wieder den Marquis Fonteira mit Tochter und Schwiegersohn; die Mutter desselben ist eine geborene Dänin. Ich traf mit einem Freund aus Kopenhagen, dem Sohn des Dichters Lytton Bulwer zusammen, welcher eine Zeit lang bei der englischen Legation dort war; er liebte mich meiner Schriften wegen, er war selbst ein in seinem Vaterland beliebter Dichter; in Dänemark machte ich die Bekanntschaft dieses liebenswürdigen jungen Verfassers. Nun bekleidete er die Stelle eines englischen Gesandten in Lissabon, war verheirathet und verlebte mit seiner reizenden Frau und einem Kinde den Sommer in dem

paradiesischen Cintra. Im Hause des Freundes Lytton fand ich den herzlichsten Empfang, die theilnahmsvollsten Freunde; mit ihm und seiner Frau sah ich einen Theil der unvergeßlichen Reize von Cintra.

Wir fuhren eines Abends längs der Landstraßen=promenade, unter den mächtigen schattigen Bäumen, an Monte Christo vorüber, an dem Garten des Vicekönigs vorbei, woselbst das Herz der Ines de Castro aufbewahrt wird, nach Monserrat hinaus, welches ein sehr reicher Engländer besitzt, der sich nur zwei Frühlings=monate jährlich hier aufhält. Im Garten wuchsen im Freien eine Menge tropische Bäume und Pflanzen; ich sah ein Bosquet von allen bemerkenswerthen Farnen, von den geringsten bis zu denen, die so an Kraft und Größe entwickelt sind, daß sie dem Palmbaum eben=bürtig sind. Von einem Baum hingen große weiße Glockenblumen, von einem anderen perlenartige, rosen=farbene Beeren herab. Hier waren saftreiche Früchte, die ich nicht kannte, sonnenvolle farbige Blumen, und über eine prächtige sammetgrüne Grasplaine rieselte das klare Quellwasser, welches hierher geleitet wurde, da=mit das Gras nicht Feuchtigkeit entbehre. Ueber diesem frischen Grün lag das Schloß im maurischen Styl, ganz eine Vignette zu „Tausend und eine Nacht", ein abenteuerlicher feenhafter Anblick. Die Sonne versank in's Meer, welches rosenfarben, weitgestreckt und groß dalag, sie warf einen magischen Glanz auf die mar=morweißen Mauern und Verzierungen und füllte mit Glanz die großen spiegelhellen Fenstergläser. Die Luft

war dermaßen warm, still, von Blumenduft durchzogen, daß man sich wie von der Wirklichkeit entrückt fühlte, und erst sich selbst wiederfand in dem nahen schattigen Korkwald. Hier begegnete uns das junge Königspaar, welches wir begrüßten.

Das Wetter war während des Aufenthaltes in Cintra stets schön, bis auf die letzten zwei Tage, an welchen ein starker Wind aus dem Nordwesten blies. Das Meer, eine ganze Meile entfernt, sah ich so nahe, so weit ausgedehnt, wie ein blaues ausgespanntes Tuch. Ich sah die Brandung, die sich wie ein weißer Rauch längs der Küste erhob; bald würde ich draußen sein, müßte fort von dem schönen Festlande, das rollende Meer versuchen.

Der Tag der Abreise war da; es wurde mir schwer, mich von dem lieben herzlichen José, von all' den Reizen Cintra's zu trennen. In fliegender Fahrt, in sausendem Wind ging es wieder nach Pinieros, die ganze Nacht hier stürmte es, ich glaubte, das Haus müsse zusammenstürzen; am folgenden Tag stürmte es ebenso, aber der Himmel war hell, die Sonne schien warm; ich bekäme ein herrliches Wetter zur Rückreise, sagte George O'Neill; in kurzem würde das Dampfschiff von Rio eintreffen und gleich nach Bordeaux abgehen.

Nur Stunden, höchstens halbe Tage hatte ich in Lissabon verbracht, ich wollte deshalb vor der Abreise etwas länger dort verweilen, das Leben und den Verkehr sehen, welches sich Abends in Straßen, Cafés und Theatern entfaltete.

VI.

Ein paar Tage in Lissabon. Auf dem Dampfschiff Navarro von Lissabon nach Bordeaux.

O'Neill empfahl mir ein neues Hotel, welches gerade in den Tagen eröffnet worden war und in der Nähe seines Comptoirs und des Hafens lag; ich zog hier bei einem freundlichen älteren Ehepaar ein. Ich fragte wann Table d'hôte sei. „Sobald Sie befehlen!" antwortete man; ich war noch der einzige Gast des Hauses, ich konnte mich, wenn ich wollte, in allen Zimmern und Sälen bewegen; aber wer mochte sich bewegen? Die Vorhänge waren herabgelassen, die Fensterläden verschlossen, damit der heiße Sonnenschein nicht hineindringe. Es war geradezu eine Tortur, in's Freie zu gehen, man schlich sich dann längs des schmalen Schattens der Häuser dahin; das versuchte ich denn auch; den ganzen Tag auf dem Bette zu liegen oder in den halbfinsteren Zimmern umherzugehen, wo mich kein einziger Bekannter besuchte, war nicht auszuhalten. Ich begab mich deshalb nach O'Neill's Comptoir; hier fand ich die Zeitungen, die mir sagten, wie es außerhalb Portu-

gals aussah. Von der Hitze ganz aufgelöst gelangte ich dorthin, und ebenso erging es mir auf dem Rückwege, erst am Abend begann ich ein wenig Wohlsein zu empfinden; es war eine wahre Labung auf den Altan hinaus zu treten und den kühlen Luftzug zu genießen, der sowohl in die Augen als in den Mund wohlthuend kalt hineinblies, ja Leben in Einen blies. Nun konnte man in angenehmer Weise auf die Straße hinab gehen, sich unter die Menge mischen, Cafés und Promenaden besuchen.

Der nächste Tag brachte dieselbe Sonnengluth wie der vorige, das Dampfschiff kam nicht zu der Zeit, um welche es erwartet wurde; anstatt zweier Tage mußte ich volle fünf in der sonnenheißen Stadt verweilen; jede Nacht stürmte es, endlich legte sich der Sturm, und in einer frühen Morgenstunde wurde ich durch starkes Klopfen an der Hotelthüre geweckt, ein Bote von dem Hause Tolades O'Neill brachte mir eine schriftliche Benachrichtigung, daß das französische Dampfschiff aus Rio in Sicht sei und noch an demselben Vormittage nach Bordeaux abgehen würde. In den wenigen Stunden, die ich noch hier bleiben würde, durfte ich kaum hoffen, die Freunde aus Pinieros oder Setubal zu sehen.

In O'Neill's Comptoir traf ich den Arzt, ein paar der Offiziere des Schiffes und einige der Mitreisenden; ein vortrefflicher spanischer Wein wurde zum Gruß und Abschied gespendet. Auf meine Frage, ob die See ruhig sei, antwortete der Capitain, daß es zwar jetzt nicht mehr stürme, aber daß die Wogen hoch gingen;

es hätte mehrere Nächte und Tage hindurch gestürmt, und deshalb sei das Schiff drei Tage später als bestimmt eingetroffen. Wir begaben uns nach dem Hafen, hier lag das Boot des Capitains, in welchem wir Alle Platz nahmen; auch O'Neill folgte mit; die raschen Ruderschläge der Matrosen führten uns bald auf den Tejofluß, wo der Dampfer Navarro lag und Passagiere und Güter an Bord nahm. Die Bootsmannspfeife schrillte, Matrosen mit Hellebarden standen auf der Schiffstreppe und bald war ich auf französischem Grund und Boden in dem großen Schiff. Es war wie ein schwimmendes Hotel. Auf dem Verdeck hinten am Schiffe gelangte man in einen außerordentlich großen Salon mit breiten Gängen und Tischen an beiden Seiten, Büffets, Bibliothek und schönen Gemälden, zumeist Landschaften, zwischen den breiten Fenstern. Außerhalb, längs des Salons, streckte sich eine bedeckte Galerie, welche Abends durch mehrere Laternen beleuchtet wurde: hier saß man, hier spazierte man. Außerhalb des Salons gegen die Mitte des Schiffes hin waren die Kajüten des Capitains und der Offiziere, dann die Küche und das Vorrathshaus, Alles aber auf dem Verdeck; dann folgte die riesige Maschinerie; wenn man an dieser und den mächtigen Schaufelrädern vorüber die Mitte des Schiffes passirt hatte, befand man sich auf dem „zweiten Platz“, welcher, wie der „dritte“ ganz vorn, mit Gütern und Passagieren angefüllt war und einen sehr malerischen Anblick darbot: Affen und Hausthiere in Käfigen, Papageien und Kakadus, eine Arche

Noah aus Südamerika. Ueber dem ganzen Schiff schwebte ein luftigeres Verdeck, welches mit Treppen und Brücken versehen war. Wir waren, erfuhr ich, gegen fünfhundert Passagiere. Nach einem Frühstück beim Capitain folgte der Abschied. George O'Neill scherzte und lachte, ich war wehmüthig gestimmt; ob wir uns wohl öfter wiedersehen würden, ich käme wohl nie mehr nach diesem fernen schönen Lande, wo ich mich wohl und heimisch gefühlt hatte. Vom Schiffe aus sah ich O'Neill an's Land rudern, hörte sein fröhliches Lebewohl; ich folgte dem Boot mit den Augen, bald verschwand es zwischen den vor Anker liegenden Schiffen; ich ging in meine Koje hinab, die hinterste im Schiffe; ich würde hier durch die Bewegungen der See ganz ordentlich geschüttelt werden.

Nun ertönten die Signale, der Anker wurde gelichtet, der Dampf gelangte zur Herrschaft und wir glitten auf dem stark rollenden Strome an den malerischen Gebäuden Lissabons, an Schloß und Caserne, an dem maurisch aussehenden Belem dahin, und bald waren wir an der Mündung des Flusses und auf dem Atlantischen Meere. Das Schiff hob sich gleichsam, die Wellen erhoben sich größer und größer; die starke Brandung spritzte gegen die Küste hinan; die Luft wurde kühler, wir steuerten immer weiter hinaus. Unterdessen war der Salon zum Speisezimmer eingerichtet worden, wir waren so viel Passágiere, daß wir uns bei allen Mahlzeiten in zwei Parteien theilen mußten. Ich hatte schon Platz genommen, so nahe an der Ausgangsthüre

wie nur möglich, denn ich sah es voraus, daß es mir hier nicht gerade lange gut ergehen würde. Der Fußboden schien sich unter meinen Füßen zu heben; durch die Fenster sah ich bald nur die hohe klare Luft, bald waren wir so tief zwischen den Wogen, daß diese wie Wasserfälle gegen das Schiff anzurollen schienen. Es dauerte lange, bis das erste Gericht gebracht wurde, ich sah gerade die Suppe auftragen, dann mußte ich in die freie Luft hinaus und dort leidend sitzen und zwar doppelt leidend bei dem Gedanken, daß es noch höheren Wellengang geben würde, wenn wir weiter hinaus kämen, und daß ich nicht eine Nacht, sondern volle drei Nächte und vier Tage hier zu verbringen hatte, ja daß es so noch dazu eine glückliche Reise genannt werden konnte. Die Mehrzahl der anderen Passagiere waren bereits ein und zwanzig Nächte und Tage am Bord gewesen, ihnen war somit diese Fahrt eine kurze, aber vielleicht doch die unangenehmste; wir mußten über „die spanische See", der Wind erhob sich, er hatte früher immer aus dem Nordwesten gestürmt; ich schaute in dieser Richtung über die großen rollenden Wogen hinaus und wußte, daß das nächste Land die Küste von Grönland war.

Noch waren die Höhen und Wälder Cintra's sichtbar, aber ehe die Sonne sank, wurden die Umrisse schwächer und verschwanden zuletzt ganz. Die Sterne traten hervor, die Luft wurde kalt; ich wagte mich indeß nicht in meine Kajüte hinab, sondern begab mich in den großen Speisesaal, um hier die Nacht zu ver-

bringen; noch herrschte hier lebhaftes Gespräch, noch kamen und gingen hier die Passagiere; am Abende wurde ihre Zahl nach und nach geringer, zuletzt war ich allein, es war Mitternacht, die Lichter wurden gelöscht, nur durch die offene Thüre sah ich den Schein von einer großen Laterne. Ich vernahm das Rollen der Wogen, hörte wie die Wellen sich gegen einanderbrachen, den Gang der Maschine, die Schläge der Signalglocke und die Antworten, die ihnen folgten. Ich dachte an die Gewalt der See, an die Gewalt des Dampfes; es war in diesem Allen, in den hemmenden Stößen, in dem Seegang, in der Bewegung des Schiffes, eine Art Regelmäßigkeit; bald war ich mit dem Allen, wie mit den Signalen vertraut, aber jede Abweichung, ein neuer unbekannter Laut erregte meine Aufmerksamkeit, ich vermochte nicht die Gedanken von dem Unglücke abzulenken, welches geschehen könnte; immer mehr trat die Erinnerung an die Vorstellung von dem schrecklichen Tod meiner Jugendfreundin Jette Wulff auf demselben Meere mir lebhaft vor die Seele; das Dampfschiff Austria, auf welchem sie an Bord war, verbrannte, all das Entsetzliche, das ich davon gelesen, damals mitgefühlt und mitgelitten hatte, ihr Tod trat mir wieder lebhaft vor Gedanken und Gefühl.

Und wie ich hier in der Nacht lag, schlug plötzlich die See gar gewaltsam gegen das Schiff an, es blieb gleichsam einen Augenblick stehen, es war, als halte der Dampf den Athem zurück, als bewege sich die Maschine nicht, aber im nächsten Augenblick waren die gewohnten

Laute und Bewegung wieder da. Ich dachte an Schiffbruch, unwillkürlich malte ich mir aus, wie wir versanken, wie das Wasser die Decke zertrümmerte und hineindrang, wie alle Lichter verlöschten, man fühlte, es sei der Todesaugenblick, aber wie lange würde man noch das Bewußtsein behalten. Ich machte in dieser Minute die ganze Qual der Todesangst durch, Schweißtropfen traten auf meiner Stirn hervor, ich sprang empor, lief aus der Kajüte hinaus, eine einzelne Laterne schien mir entgegen, ich riß das Segel am Bord zurück und schaute hinaus: — Welche Pracht, welche Größe! Das ganze rollende Meer leuchtete wie Feuer; die großen Wogen wälzten dahin mit phosphorischem Glanze. Es war als glitten wir über ein Feuermeer. Diese Herrlichkeit überwältigte mich dermaßen, daß die Todesangst in demselben Nu verschwand. Die Gefahr war weder größer noch geringer als sie immer sein mochte, aber nun dachte ich nicht an sie; die Phantasie hatte eine andere Richtung erhalten, und mein Gedanke war Ergebung; ob ich diese Nacht oder nach einigen Jahren sterbe — ist es mir denn von solcher Wichtigkeit diese zu leben; der Tod kommt ja doch, und hier kommt er in Herrlichkeit und Größe.

Lange stand ich da in der sternhellen Nacht und schaute über das große wallende Weltmeer hinaus, und als ich wieder in den Saal zurückging und mich auf's Sopha streckte, war mein Gemüth erfrischt und erfreut in Gottesergebung. Ich betete inbrünstig zu Gott, mir diese Ergebung stets zu bewahren.

Nach einigen Stunden stärkenden Schlafes erwachte ich am frühen Morgen; die See ging hoch, die portugiesische Küste war noch an einer einzelnen Stelle zu sehen. Ich trat auf die Galerie hinaus, und begann dort mich allmählich zu bewegen. Einer der Seeoffiziere lehrte mich, wie ich festen Fuß fassen und wie ich gehen mußte, um mit in der Schwankung des Schiffes zu sein; seekrank war ich nicht; ich schaute das Meer an, begann das Leben am Bord und meine verschiedenen Mitreisenden zu betrachten. Man hatte mir gesagt, daß hier sehr gemischte Gesellschaft sei, und bald wurde der Beweis dafür geliefert. Eine ältere Dame kam des Morgens aus einer der Kajüten herauf; sie weinte und klagte, daß sie am Bord bestohlen worden sei. Sie war in Rio an Bord gegangen und hatte von da aus eine Kajüte zusammen mit einer andern, ihr unbekannten Dame gehabt, die sich für die Frau eines Consuls ausgegeben und gesagt habe, sie wolle nach Lissabon; dort habe sie auch gestern das Schiff verlassen, aber die Goldmünzen, Armbänder und das Creditiv der älteren Dame mitgenommen. Bevor wir Bordeaux erreichten, konnte nicht nach Lissabon telegraphirt werden, und alsdann mochte wohl der Dieb längst aus der Stadt, außer Landes, in Spanien hinein und weiter sein.

Die Wogen gingen hoch, ich fragte den Capitain, ob sie noch größer werden würden, wenn wir in die „spanische See“ gelangten. „Ich glaube ja!“ antwortete er; aber am Tage je nachdem wir nördlicher kamen wurde der Seegang geringer, ich hatte leichter mich zu

bewegen und schaute mich nun im Schiffe um. Ich habe von dessen Ausdehnung und Größe gesprochen, von der weitgedehnten Kajüten=Caserne in der Tiefe, von der Küche, Vorrathskammer, Maschinerie und dem Gewimmel von Passagieren oben und unten. Auf der Veranda, an beiden Seiten des Speisesaals saßen auf Bänken und Stühlen Damen und Herren im Gespräch oder mit einem Buche, einer Handarbeit oder dergleichen in der Hand. In dem Maschinen=Rachen, wo das Feuer unter den Dampfkesseln leuchtete, bewegten sich die Arbeitsleute halbnackt; betrat man den zweiten Platz, so hielt es hier schwierig, wegen der auf dem Verdeck ausgestreckten Gruppen von Reisenden, der vielen hier aufgeschichteten Sachen, Affen in Käfigen, Papageien, einer Menge von Kindern, vorwärts zu schreiten; hier war ein Wirrwarr, ein Tummel, wie auf einem Marktplatz.

Noch wagte ich mich jedoch nicht auf das oberste durch Brücken und Treppen verbundene Verdeck hinauf, von wo das Commando gerufen und signalisirt wurde und die große Glocke genau die Zeit angab. Diese ging mit rascher Fahrt und unser Dampfschiff mit nicht geringerer, und doch gelangten wir erst spät am Nachmittage so hoch, daß wir Cap Finisterra sahen, aber als die Sonne sank, verschwanden seine Umrisse bald in der Finsterniß der Nacht. Wir versammelten uns nun, und fast gar zu Viele, in dem großen Speisesaal, Alle wohl, Alle lustig, die Kinder gar zu lustig, es war hier ein Kindergeschrei und Kindertummel

sonder Gleichen; mehrere Stunden hindurch hämmerten die Kleinen auf dem Klavier, und die Eltern hatten so große Freude an der Lustigkeit ihrer Kinder, daß sie nicht daran dachten, wie lästig und ohrzerreißend sie für uns Anderen war. Sie ließen sie forthämmern und lärmen. Gegen Mitternacht wurde es still.

Als ich am nächsten Morgen das Deck betrat, befanden wir uns in dem Biscaischen Meerbusen, also inmitten der „spanischen See" und hier war es windstill, die Wasserfläche lag da wie ein großes ausgespanntes Stück Seidenzeug, es war, als glitten wir über eine Landsee dahin, wo der Wind ruhte. So zeigte sich die „spanische See", die ich so sehr gefürchtet hatte. Noch erblickte ich die Bergeshöhen auf der portugiesischen und spanischen Küste. Verschiedene Gegenstände trieben in der See umher, sie waren bei stürmischem Wetter über Bord gerissen worden; hier flossen Wrackstücke von verunglückten Schiffen; ich sah eine große rothangestrichene Kiste, sie trieb ihren Weg, wir den unsrigen.

Heute endlich betrat ich das oberste Deck, schritt über die hängenden Brücken dahin, genoß recht den Anblick des herrlichen unendlichen Meeres, sah große Fische sich über die Wasserfläche erheben, erblickte einige niedrig schwebende Seevögel. Gegen Abend zogen Wolken im Westen auf; die See zeigte weiße Schaumgipfel; es wurde Regenwetter, und ich flüchtete mit den Anderen in den Salon hinein; ich fühlte mich ganz an die See gewöhnt, wagte mich in meine Kajüte hinab, das erste Mal, seit ich an Bord gegangen war; die Schwan=

kungen des Schiffes in dem starken Nachschwall der Wogen machten, daß ich ein paar Mal gegen die Koje hinfiel. Es wurde oben über mir still, ich glaubte den sausenden Wind zu hören, es waren aber die Schaufeln des Schiffes, welche arbeiteten.

Am frühen Morgen, es war der vierte Tag, an welchem ich an Bord war, beeilte ich mich, auf das Deck zu steigen; da war großes Reinemachen und Waschen, wir näherten uns der französischen Küste, doch war dieselbe noch nicht in Sicht. Nach dem Frühstück kamen wir an dem Leuchtthurm vorüber, welcher vor dem Girondefluß, auf einem Felsen im Meere errichtet ist; erst von hier aus zeigt sich die Küste, die sandig und flach ist.

Die Gironde kam wie ein ganzer breiter See in den Ocean hinaus, ganz gelb, das Meer wurde in einer Entfernung von einer ganzen Meile von ihr gefärbt. Man hatte in Lissabon davon gesprochen, daß die Cholera in Bordeaux sei, wenn man es auch bezweifelte; der Lootse, welcher an Bord kam, versicherte uns, daß der Gesundheitszustand gut sei, das war der erste angenehme Gruß.

' Sobald wir in den Fluß hinein waren, wurde geankert, zwei kleine Dampfschiffe harrten unserer, das eine nahm das Passagiergut, das andere die Passagiere selbst auf; wir waren deren so viele, daß das Fahrzeug ganz überfüllt wurde; kaum die Hälfte kam zum Sitzen. Der Girondefluß bewahrte hier zum Theil seine Ausdehnung nach beiden Seiten, bis weiter in's Land

hinein, wo er von den Flüssen Garonne und Dordogne gebildet wird. An beiden Seiten landeinwärts sahen wir schöne grüne Ufer mit Weingärten, Städten, Villen, Gruppen von Pappeln, eine üppige wechselnde Guirlande. Ein alter Militair war die Aufmerksamkeit selbst und zeigte mir und erläuterte die Punkte, an welchen wir vorüber glitten.

Es wurde unterdessen Abend, es war sieben Uhr, bevor wir Bordeaux erreichten, das Schiff legte am Kai an, hoch oben in der Stadt. Ich stieg an's Land, aber sah kein bekanntes Gesicht unter der Menge, bis Lohndiener aus dem Hotel, in welchem ich früher gewohnt hatte, mir entgegen kamen; der Wagen harrte, und wie ein lieber alter Bekannter wurde ich von allen Leuten des Hauses begrüßt. Die Seereise war überstanden, Portugal und Spanien lagen hinter mir, ich war in Frankreich und würde in wenigen Tagen in Dänemark sein.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Andersen, Hans Christian

Gesammelte Werke Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe

Bd.: 48

Leipzig 1847-1872

P.o.rel. 4827 x-48
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10036959-6